



DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Das Erleben einer hochgradigen Hörschädigung
bei Kindern und Jugendlichen. Eine phänomeno-
logische Untersuchung“

Verfasserin

Claudia Leimer

angestrebter akademischer Grad

Magistra (Mag.)

Wien, 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 057 122

Studienrichtung lt. Studienblatt:

IDS Pflegewissenschaft

Betreuerin:

Jun.-Prof. Dr. Sabine Metzging

Inhaltsverzeichnis

<i>Kapitel</i>	<i>Seite</i>
1. Zusammenfassung	7
2. Einleitung	8
3. Theoretische Grundlagen zur Gehörlosigkeit	10
3.1 Definition	10
3.2 Ursachen	13
3.3. Prävalenz	13
3.4. Hilfsmittel und Therapien	14
4. Spezielle Aspekte von Gehörlosigkeit	15
4.1. Sprache	15
4.2. Identität	19
4.3 Gehörlosenkultur	20
5. Aktueller Forschungsstand	21
6. Methodik	23
6.1. Grundlagen der Phänomenologie	23
6.1.1. Phänomenologie und ÖGS	25

6.2. Forschungsfrage	27
6.3. Ethische Überlegungen	29
6.4. Datenerhebung und Datenauswertung	31
6.4.1. Sprachliche Besonderheiten .	33
7. Ergebnisse und Schlussfolgerung	37
7.1 Beobachtungen während der Gespräche	37
7.2. Ergebnisse der Forschungsfragen	38
7.2.1. Soziale Kontakte	39
7.2.2. Alltagsorganisation	43
7.2.3. Informationsbeschaffung	46
7.2.4 Bildung und Ausbildung	47
7.2.5 Bewusste psychische Aspekte	49
7.2.6. Zukunftsplanung	52
7.3. Das Phänomen der Universalsprache	55
7.3.1. Pantomime als lingua franca	56
7.3.2. Musik als Verbindungsglied	64
7.3.3. Das Leben als Android	68
8. Diskussion und Ausblick	74
9. Epilog	75
10. Literaturverzeichnis	78
11. Internetquellen	84

12. Anhang	86
12.1. Abbildungs- und Tabellenverzeichnis	86
12.2. Informationsblatt	87
12.3. Einverständniserklärung	88
12.4. Interviewleitfaden	89
12.5. Eidesstattliche Erklärung	93
12.6. Curriculum vitae	94

Widmung

Diese Arbeit ist all jenen Kindern und Jugendlichen gewidmet, die mir durch ihre Offenheit einen Einblick in ihre ganz persönliche Lebenswelt gestattet haben. Diese mehr als nur inspirierenden Gespräche haben mir immer wieder aufs Neue die Motivation zum Weitermachen geschenkt. Ich wurde stets offen und ausgesprochen herzlich empfangen und durfte in gegenseitiger Achtung ihre Welt erkunden.

Ihre Interviews haben diese Arbeit erst möglich gemacht.

Danksagung

An dieser Stelle möchte ich meinen Dank all den Menschen aussprechen, die mich im Laufe meines Studiums und der Erstellung dieser Arbeit stets unterstützt haben. Obwohl durch die Doppelbelastung von Beruf und Studium viele derjenigen, die mir am Herzen liegen, oft zu kurz gekommen sind, konnte ich mir ihres Rückhalts immer sicher sein. Dafür möchte ich von Herzen danke sagen.

In erster Linie gebührt dieser Dank meiner gesamten Familie, die über all die Jahre hinweg ein offenes Ohr hatte und immer wieder aufs Neue motivierende Worte für mich fand. Besonders erwähnt sei an dieser Stelle vor allem meine Mutter. Sie stand mir nicht nur mit Rat und Tat zur Seite, sondern ermöglichte in jeglicher Hinsicht wie selbstverständlich mein Pendeln zwischen zwei Ländern. Anzunehmenderweise hatte auch ihre kulinarische Unterstützung einen nicht zu unterschätzenden Anteil am Gelingen dieser Arbeit. Die Hypothese, dass alles, was mit Liebe zubereitet wird, doppelt so gut schmeckt, konnte ich regelmäßig empirisch bestätigen.

Spezieller Dank gebührt außerdem meinem Lebensgefährten, der mir an allen Tagen unbeschreiblichen Rückhalt geboten hat. Sein Verständnis, seine proaktive Unterstützung und vor allem seine Eigenschaft, mich immer wieder erneut zum Lachen zu bringen, haben mich meine Motivation auch in belastenden Phasen wieder finden lassen.

Nicht unerwähnt bleiben sollen an dieser Stelle meine Vorgesetzten der Europ Assistance GmbH in Wien sowie der Mondial Kundenservice GmbH in Nürnberg. Das stete Entgegenkommen in der Dienstplan- und Urlaubsgestaltung haben mein Studium organisatorisch überhaupt erst ermöglicht.

Besonderen Dank möchte ich allen universitären Weggefährten aussprechen, speziell den Kolleginnen des Diplomanden-Kolloquiums und meiner Betreuerin Sabine Metzinger. Unsere Termine waren für mich in vielerlei Hinsicht stets eine klare Bereicherung.

1. Zusammenfassung

Im Fokus dieser Arbeit steht das Erleben einer hochgradigen Hörschädigung von Kindern und Jugendlichen. Es soll herausgefunden werden, inwiefern die Hörbehinderung ihren Alltag und ihre Gedanken beeinflusst und wie sich dieser mögliche Einfluss auswirkt.

Zur Datenerhebung wurden neun qualitative Interviews mit neun Teilnehmern mittels Interviewleitfaden durchgeführt. Die Fragen bezogen sich auf die Bereiche der Alltagsgestaltung, Bildung und Beruf, Familie, Persönliches und Soziales. Die Auswertung erfolgte nach der Interpretativen Phänomenologischen Forschung von Patricia Benner.

Zusammenfassend zeigte sich ein eher pragmatischer Ansatz hinsichtlich der ursprünglichen Forschungsfrage. Die durch die Hörbehinderung bestehenden Grenzen werden oft recht emotionslos akzeptiert und praktikable alternative Lösungen gesucht. Dennoch zeigte sich bei einem Drittel der Befragten das Phänomen nach dem Wunsch einer alle Grenzen überschreitenden Universalsprache. Die jeweiligen Konzepte der Teilnehmer waren zwar sehr unterschiedlich, wiesen jedoch in ihrer Grundaussage deutliche Übereinstimmungen auf. Dazu zählt die absolute Dominanz der Idee des jeweiligen Konzepts auch für die aktuelle Lebensgestaltung und Zukunftsplanung. Daraus kann geschlossen werden, dass gehörlose Kinder und Jugendliche die Trennung zwischen der hörenden und hörbeeinträchtigten Welt als sehr prägend erleben und danach streben, diese Kluft zu überwinden.

2. Einleitung

Im Rahmen der Diplomarbeit soll erfasst werden, welche subjektive Bedeutung die Diagnose einer hochgradigen Hörschädigung für die dauerhafte Alltagsgestaltung der Betroffenen darstellt. Da die Häufigkeit von hochgradigen Hörschädigungen im Kindesalter aktuell zwischen 0,1% und 0,3% liegt, ist dies angesichts der Gesamteinwohnerzahl eines Landes durchaus eine Frage, die eine zahlenmäßig respektable Gruppe betrifft (Robert Koch-Institut 2006). Wie nimmt ein Mensch sich selbst und seine Umwelt wahr, wenn die Funktion eines seiner fünf Sinnesorgane entweder stark beeinträchtigt oder aber gar nicht vorhanden ist?

Mein persönlicher Zugang zum Thema Hörbehinderung und Gehörlosigkeit findet seine Anfänge bereits in meiner Kindheit. Sowohl im familiären als auch im schulischen Bereich kam ich immer wieder mit den Auswirkungen von starker Hörbehinderung in Berührung. Bis heute empfinde ich stets ein starkes Gefühl der Vertrautheit, sobald ich die für Gehörlose typischen Laute höre, da sie in meinem Alltag stets präsent waren. In meiner Jugend besuchte ich gemeinsam mit gehörlosen Kindern über Jahre hinweg diverse EDV-Kurse und nahm am gemeinsamen Firmunterricht teil. Im Rahmen meiner Matura verfasste ich eine Fachbereichsarbeit zum Thema Gehörlosigkeit inklusive teilnehmender Beobachtung, und einige Jahre später entwarf ich im Rahmen meiner weiteren Ausbildung als Assistentin für Public Relations ein integriertes PR- und Kommunikationskonzept für das Bundesinstitut für Gehörlosenbildung in Wien. Viele private Kontakte sind unter Anderem durch diese Arbeiten entstanden, und so konnte ich im Laufe der Jahre immer wieder die Interaktion zwischen Hörenden und Gehörlosen beobachten und auch selbst erleben – sowohl Momente, in denen man fast keine Trennung mehr wahrnehmen konnte, als auch Situationen, die für beide Seiten trotz guten Willens kaum zu lösen waren. Darüber hinaus habe ich Begebenheiten erfahren, in denen man angesichts der wechselseitigen Hilflosigkeit sogar den Eindruck einer

dauerhaft unüberbrückbaren Kluft gewinnen musste. Die Fragen, welche Bedeutung Gehörlosigkeit letztendlich wirklich für die Betroffenen hat, in welche Situationen sie diese bringt und welche Gedanken und Gefühle sie auslöst, speziell in Bezug auf ihre persönliche Zukunft in der hörenden Welt, drängten sich somit beinahe wie von selbst auf.

Mit meiner Diplomarbeit möchte ich einen Beitrag zum Verständnis von hochgradig hörbehinderten Menschen leisten und mehr Offenheit und Aufgeschlossenheit der Hörenden gegenüber Gehörlosen bewirken. Die durch die Interviews gewonnenen Erkenntnisse sollen einen tieferen Einblick in die Welt der Gehörlosen erlauben und mögliche Lösungsansätze einer bisher eher schwierig verlaufenden Integration beleuchten. Das Ziel dieser Arbeit ist, einen Beitrag zur konstruktiven und bewussten Gestaltung der gemeinsamen Schnittstellen zwischen Hörenden und Hörbehinderten zu schaffen. Dies wiederum könnte einen Beitrag zur verbesserten Integration darstellen.

Aufgrund bilateraler Kommunikationsschwierigkeiten gestaltet sich die Integration Hörgeschädigter nach wie vor schwierig (Wirth, 2010). Für Gehörlose ist die Kluft zwischen den beiden Welten allgegenwärtig, doch auch für Hörende ist sie deutlich spürbar, sobald sie in Interaktion mit Gehörlosen treten.

Ich habe selbst erlebt, dass zumindest einige Ausgrenzungen im Alltag leicht zu beheben wären. Oft entstehen Missverständnisse, weil Hörende nicht wissen, was eine *Situation X* für einen Gehörlosen bedeutet und bewirkt und Hörende solchen Geschehnissen daher nicht proaktiv entgegen-treten.

Vor allem Im Ergebnisteil finden sich zur besseren Veranschaulichung entsprechende Ausschnitte aus den Interviews. Allen Interviewausschnitten ist folgende Legende der teilnehmenden Personen gemein:

I Interviewer
T Teilnehmer
D Dolmetscher

Zur besseren Lesbarkeit wurden die Begriffe “gehörlos”, “(hochgradig) hörbehindert”, “(hochgradig) hörgeschädigt” in dieser Arbeit synonym verwendet.

Ebenfalls der besseren Lesbarkeit zuliebe wurde, sofern alternativ keine neutrale, gendergerechte Formulierung in der deutschen Sprache zur Verfügung stand, die jeweils männliche Form eines Substantivs im Text verwendet. Selbstverständlich gilt diese Formulierung jedoch gleichermaßen für beide Geschlechter.

3. Theoretische Grundlagen zur Gehörlosigkeit

3.1. Definition

In der internationalen Klassifizierung ICD-10 nimmt die Diagnose der Schwerhörigkeit oder Taubheit je nach Ursache die Codes H90 – H95 ein. (Bundesministerium für Gesundheit, 2012)

Die quantitative Definition der Gehörlosigkeit, die jedoch individuell noch stark eingeschränkte Hörwahrnehmung ermöglicht, beruht auf einem Hörverlust ab 60 Dezibel. An völlige Ertaubung grenzende Schwerhörigkeit, bei der lediglich noch Vibrationen wahrgenommen werden können, wird mit 90-95 und mehr Dezibel an Verlust der Schallwahrnehmung angegeben. (van Uden, 1994, S. 208f) Im Bereich zwischen 60 und 90 Dezibel wird in der Literatur auf die Wichtigkeit der subjektiven Wahrnehmung hingewiesen, worauf später noch eingegangen wird.

Nach van Uden (1994) lässt sich der typische Hörverlust eines gehörlosen Menschen wie folgt darstellen, wobei mit Dezibel die „Einheit des Schallpegels“ (Hildebrandt (Hrsg.), 1998, S. 341) und mit Hertz die „abgeleitete [...] Einheit der Frequenz, Anzahl periodischer Vorgänge (Schwingungen) pro Sekunde“ angenommen wird (ebda, S. 654).

Reintonfrequenz	125	250	500	1000	2000	4000	Hertz
Gehörlos / individuell noch Höreindrücke wahrnehmbar	60	60	90	90	90	90	Hörverlust in Dezibel
Gehörlos / nur noch Vibrationen wahrnehmbar	70	90	110	x	x	x	Hörverlust in Dezibel

Abb. 1: Das audiometrische Niveau der Gehörlosigkeit nach van Uden (1994, S. 208)

Mit „x“ wird der absolute Hörverlust gekennzeichnet; der Schall kann nicht mehr wahrgenommen werden.

In einer allgemein anerkannten Definition von Gehörlosigkeit wird diese von Furth (1977) als ein hochgradiger Hörverlust beschrieben, der „die auditive Wahrnehmung von Sprache [...] unmöglich“ mache. (ebda, S. 23) Von van Uden (1994) wird sie analog dazu als ein derart hoher Hörverlust beschrieben, durch den der Betroffene das gesprochene Wort durch Hören nicht mehr verstehen könne. Er bezieht sich dabei sowohl auf die Sprache der Umgebung als auch auf die eigenen gesprochenen Worte. Des Weiteren weist er darauf hin, dass das audiometrische Ergebnis dem subjektiven Hörempfinden nicht gleichgesetzt werden kann und somit eine rein quantitativ basierte Definition kritisch zu betrachten wäre. Auch Ahr-

beck (1992) hält fest, dass sich die noch wahrnehmbaren akustischen Signale erheblich unterscheiden können und Gehörlosigkeit auch durch qualitative Merkmale gekennzeichnet ist.

Die menschliche Sprache bewegt sich in Formanten, also in einem bestimmten Frequenz- und Schalldruckpegelbereich (Möbius, 2004, S. 1), was die folgende Tabelle veranschaulicht:

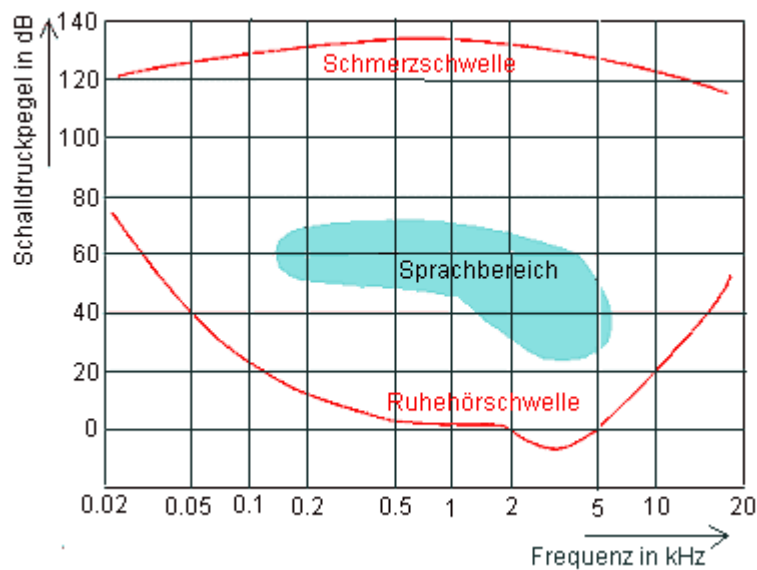


Abb. 2: Die Formanten der menschlichen Sprache nach der Ruprecht-Karls Universität Heidelberg (2006/2007, S. 2)

Vergleicht man nun also die Inhalte der beiden Tabellen miteinander, stellt man fest, dass die Diagnose der Gehörlosigkeit einen erheblichen Einfluss auf die Wahrnehmung und das Verstehen der menschlichen Sprache ausübt. Zu beachten ist hierbei jedoch, dass jeder Mensch seinen eigenen Formanten bildet und auch jeder Gehörlose seinen individuellen Zugang zum Verstehen der gesprochenen Sprache findet. Die qualitative Definition kann daher keinesfalls ausgeblendet werden. Auch Eitner (2009) definiert die Grenze zwischen Schwerhörigkeit und Gehörlosigkeit ebenfalls qualitativ. Solange der Betroffene in der Lage ist, überwiegend auditiv zu

kommunizieren, sieht er lediglich das Vorhandensein der Schwerhörigkeit als zutreffend an.

3.2. Ursachen

Die Ursachen für Gehörlosigkeit liegen laut aktuellem Forschungsstand zu je etwa einem Drittel im erworbenen oder genetisch bedingten Bereich; bei etwa einem Drittel gilt die Ursache als unklar. (Robert Koch-Institut 2006) Die erworbenen Hörschädigungen wiederum setzen sich ebenfalls aus je einem Drittel prä-, peri- oder postnatal zusammen und können beispielsweise Infektionskrankheiten wie Masern oder Encephalitis geschuldet sein (Wirth 2010).

Die Vielfalt der durch Hörstörungen ausgelösten Konsequenzen in unterschiedlichen Fachgebieten bedingt unterschiedliche Definitionen und Klassifizierungen von Hörschädigungen, Schwerhörigkeit und Gehörlosigkeit (ebda). Hochgradige Schwerhörigkeit kann Auswirkungen auf den medizinischen, pädagogischen, psychologisch-sozialen und versorgungsrechtlichen Bereich mit sich ziehen (ebda).

3.3. Prävalenz

Die Angaben zur Häufigkeit von hochgradiger Hörschädigung sind in der Literatur teilweise widersprüchlich. Eitner beispielsweise konkretisiert dies mit einer Schwankungsbreite zwischen 15% und 25% und schließt sich letztendlich einer Prävalenz von 19% bis 20% an. (Eitner, 2009)

Für das Kinder- und Jugendalter nimmt das Robert Koch-Institut die Prävalenz von permanenten, hochgradigen Hörschädigungen aktuell mit 0,1% bis 0,3% der Neugeborenen an. (Robert Koch-Institut 2006)

3.4. Hilfsmittel und Therapien

Hörbehinderten Kindern und Jugendlichen steht eine Vielzahl von unterstützenden Hilfsmitteln und Therapien offen. Dennoch sind deren Ergebnisse nach wie vor nicht mit dem Hörempfinden einer normalhörenden Person zu vergleichen. Selbst die Wirkung des Cochlea-Implantats, das zu einem Teil ins Innenohr implantiert wird, wird im klinischen Wörterbuch lediglich dahingehend beschrieben, dass „ein Höreindruck vermittelt“ werden soll. (Hildebrandt, 1998, S. 291)

Allen Hörhilfen gemeinsam ist jedoch, dass trotz der durch sie ausgelösten Schallverstärkung „je nach Schädigungsgrad und Schädigungsart [...] die Fähigkeit zum Verstehen der Sprache [...] reduziert“ bleiben kann. (Deutsche Gesetzliche Unfallversicherung, 2008, S. 6) Zu beachten ist außerdem, dass nicht nur die akustischen Signale als lauter beziehungsweise überhaupt erst wahrgenommen werden, die man damit auch verstärken möchte. Auch alle anderen (Stör-)Geräusche rücken damit in den akustischen Vordergrund. (ebda) Ein hörgeschädigter Gesprächspartner kann daher trotz seiner Hörhilfe einer Unterhaltung manchmal nur erschwert oder auch gar nicht folgen.

Zu den wohl bekanntesten Hörhilfen zählen das klassische Hörgerät und eben jenes sogenannte Cochlea-Implantat („CI“). Während das Hörgerät extern am Ohr angebracht wird, geschieht dies beim CI nur mit einem Teil; der zweite Teil des Geräts wird in die Hörschnecke implantiert.

Auch im therapeutischen Bereich können hörbehinderte Kinder entsprechende Unterstützung erfahren. Häufig werden Gehörlose durch logopädische Therapie, Physio- und / oder Ergotherapie gefördert. (Kiese-Himmel, 1999) Dies steht teilweise mit zusätzlichen Diagnosen in Zusammenhang (ebda), kann jedoch auch ursächlich der Hörbeeinträchtigung geschuldet

sein, da diese beispielsweise Beeinträchtigungen der Motorik nach sich ziehen kann. (Gelter, 1995)

4. Spezielle Aspekte von Gehörlosigkeit

4.1. Sprache

Die Gebärdensprache ist mittlerweile als eigenständige Sprache anerkannt (Strixner und Wolf, 2004). In Österreich ist dies die Österreichische Gebärdensprache ÖGS. Im Vergleich zur deutschen Sprache bedient sie sich in den Bereichen der Grammatik und des Vokabulars jedoch einer anderen beziehungsweise vereinfachten Variante. Wenn man bedenkt, dass das Gebärden grammatikalischer Feinheiten vor allem eine große Umständlichkeit bedeuten würde, ist dies auch durchaus verständlich und praxisorientiert.

Gebärdensprache hatte ihren Ursprung darin, eine Verständigung zwischen Hörenden und Gehörlosen im Alltag zu schaffen und jenen letztendlich auch den Zugang zu einer Schulbildung zu ermöglichen, der davor nicht möglich war (ebda). Von Beginn an war sie daher vorwiegend auf die Bewältigung des Alltags konzentriert. Dies mag mit ein Grund sein, warum es bis heute bei vielen Gebärden keine Abstufungen oder alternative Formulierungen gibt. Vieles muss daher umschrieben werden, damit ein Hörender den Sinn verstehen und den Inhalt des Gesagten beziehungsweise Gebärdeten begreifen kann. Die Gebärdensprache wird zwar von einer lebendigen Körpersprache auch in ihrer Verständlichkeit unterstützt, jedoch ist dies auch abhängig vom Temperament des jeweiligen Sprechers. Ein hörbehindertes Kind, das mit ÖGS als Muttersprache aufwächst, wird seine Gestik und Mimik sicher bewusster und zielgerichteter einsetzen als ein normalhörendes Kind, dessen Körpersprache den Kommunikationsprozess nur unbewusst begleitet. Dennoch gibt es natürlich auch unter Gehörlosen unterschiedlich temperamentvolle Charaktere und dement-

sprechend unterschiedlich intensive Unterstützung des Gebärdeten durch ihre Körpersprache.

Ein interessanter Aspekt der Gebärdensprache ist, dass es international gesehen unterschiedliche Gebärdensprachen gibt und sogar weitere regionale Abweichungen innerhalb eines einzelnen Landes, vergleichbar mit den Dialekten einer Lautsprache. (ebda)

Zwar stellt die offizielle Anerkennung der Gebärdensprache einen großen Schritt für Gehörlose dar, dennoch findet der Alltag oft in einer von Hörenden dominierten Welt statt. Kaum jemand, der sich nicht beruflich oder privat mit Hörbehinderten verknüpft sieht, beherrscht seinerseits die Gebärdensprache. Der Gehörlose steht also vor der Herausforderung, einerseits die Hörenden zu verstehen und andererseits selbst so deutlich wie möglich zu sprechen.

Dass diesem *verstehen und verstanden werden* mitunter einige Hindernisse im Weg stehen, liegt angesichts einer hochgradigen Hörbehinderung nahe. Van Uden hält 1994 fest, dass gehörlose Kinder und Jugendliche im Vergleich zu normalhörenden Kindern ein erhebliches Defizit im Leseverständnis zu verzeichnen haben. Im Rahmen seiner Forschung wurde das Leseniveau von 16- bis 19-jährigen Gehörlosen getestet. Er berichtet, dass hiervon 68,5% der Jugendlichen das durchschnittliche Lesealter von normalhörenden Kindern zwischen sieben und neun Jahren erreicht haben sowie 31,5% das Lesealter von zehn bis zwölf Jahren. Das Defizit im Verständnis der Schriftsprache scheint demnach ein hohes zu sein. Da die Untersuchung mit Jugendlichen bis zu 19 Jahren durchgeführt wurde, ist davon auszugehen, dass sich dieses Handicap auch im Erwachsenenalter fortsetzen und den Gehörlosen vermutlich sein weiteres Leben lang begleiten wird. Auch Gelter (1995) beschreibt ähnliche Ergebnisse bei Untersuchungen an gehörlosen Jugendlichen im Durchschnittsalter von 14 bis 15 Jahren.

Durch den fehlenden vollständigen Spracherwerb wird die kognitive Erfassung von verschrifteter Sprache massiv erschwert und stellt somit eine große Herausforderung für den Alltag dar. (Ahrbeck, 1992, sowie Gelter, 1995)

Bereits bei Schulbüchern können Gehörlose diesbezüglich Einschränkungen erfahren. Auch in der Freizeit wäre die Auswahl an passender Kinder- und Jugendliteratur sowie an Zeitschriften möglicherweise begrenzt.

Doch auch die rein mündliche Verständigung wird mitunter von Schwierigkeiten begleitet. Zwar lernen Gehörlose im Laufe der Zeit, gesprochene Sprache von den Lippen ihres Gesprächspartners abzulesen, doch wie bei allen anderen Fertigkeiten auch, werden in diesem Bereich recht unterschiedliche Ergebnisse erzielt. Abgesehen vom persönlichen Ausmaß der Beherrschung des Ablesens hängt der Erfolg auch von mannigfaltigen externen Faktoren ab, die nicht immer aktiv beziehungsweise in der jeweiligen Situation beeinflussbar sind. Hierzu gehören neben der persönlichen Tagesverfassung und Leistungsfähigkeit unter Anderem „Situationserfassung, Sprachverständnis, Kombinationsgabe“. (Eitner, 2009, S. 69) So kann etwa der richtige Lichteinfall auf den Sprecher das Lippenlesen erleichtern, aber auch die Nähe zum Ableser und eine klare Artikulation. Auch das Gesicht sollte unverdeckt sein und dem Hörgeschädigten zugewandt. Der Sprecher sollte also darauf achten, seine Lippen nicht durch seine Hände, Kleidungsstücke oder sonstige Gegenstände wie beispielsweise einen Schreibstift oder einen Notizzettel zu verdecken, den sie zufälligerweise in der Hand halten. Personen mit einer lebhaften, ausgeladenen Körpersprache müssten also gegebenenfalls darauf achten, ihre Verständlichkeit durch diese nicht einzuschränken. Gleichwohl kann eine gezielt eingesetzte Gestik und Mimik jedoch auch unterstützend wirken. Eine ebenfalls erleichternde Funktion kann außerdem eine gewisse Vorinformation zum besprochenen Thema innehaben. Wenn der Gehörlose weiß, welche Thematik dem Gespräch zugrunde liegt, fällt vor allem der Einstieg in das Ablesen der richtigen Worte leichter.

Schulz von Thun (2005) entwickelte „ein psychologisches Modell der zwischenmenschlichen Kommunikation“ (ebda, S. 30), auf das sich auch Wirth (2010) bezieht. Er sieht für Hörbehinderte durch die eingeschränkten Kommunikationsmöglichkeiten das Risiko von häufig vorkommenden Missverständnissen. Dadurch wären Verständigungs- und somit auch Verständnisschwierigkeiten vor allem im Bereich der Beziehungsebene, jedoch auch des Sachinhaltes und der Selbstoffenbarung alltägliche Probleme. (ebda)

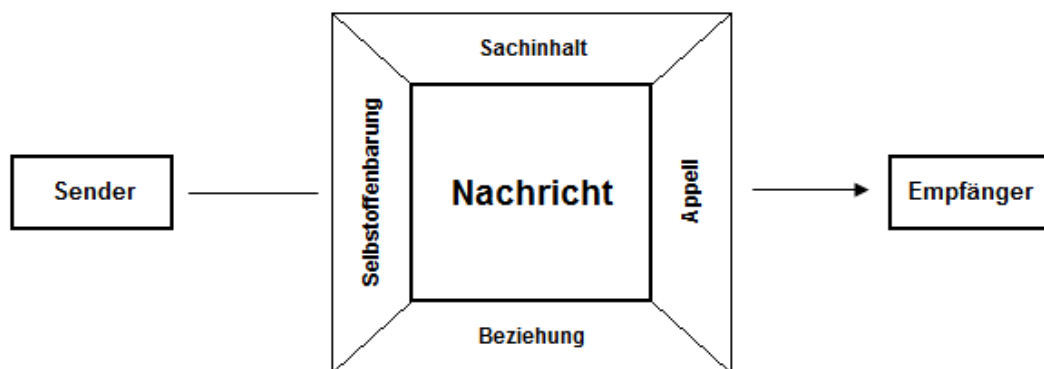


Abb. 3: Das psychologische Modell der zwischenmenschlichen Kommunikation nach Schulz von Thun (2005, S. 30)

Wirth beschreibt zwar die sogenannten „pragmatischen Sprachnormen“, die einer verbesserten Kommunikation dienen sollen, räumt aber gleichzeitig deren oftmalige Missachtung im Alltag ein. Er berichtet über häufige Frustrationserlebnisse, die letztendlich oft auch zu einem Kommunikationsabbruch und mitunter auch zu einem „Rückzug aus der sozialen Situation“ führen. (ebda, S. 35f)

4.2. Identität

Die Frage nach dem subjektiven Erleben einer lebenslangen Behinderung kann nicht ohne einen Blick auf den Begriff der Identität gestellt werden. Die eigene Wahrnehmung korreliert letztlich immer mit dem vorhandenen Maß an Selbstreflexion und der bis dahin entwickelten Selbstdefinition. (Herkner, 2001)

Ahrbeck beschreibt als „Ziel der Identitätsbildung das mündige und zur Selbstreflexion fähige Subjekt. [...] Identität ist nur in der Interaktion und im Austausch mit anderen zu entwickeln“ (Ahrbeck, 1992, S. 17). Wenn man nun bedenkt, dass der Austausch zwischen Gehörlosen und Hörenden multiplen kommunikativen Hindernissen unterworfen ist, stellt sich nun also die Frage, welche Auswirkung dies auf die Identitätsfindung des hörbehinderten Jugendlichen hat. Hintermair sieht „mit Sicherheit ein suchendes Ich, das sich offen, kreativ und positiv versucht, die Welt anzueignen“ (Hintermair, 1999, S. 23) Bereits Kinder hegen das Bedürfnis, in ihrer Individualität gesehen und respektiert zu werden (van Manen und Levering, 2000).

Lange Zeit wurde Gehörlosigkeit mit geistiger Behinderung gleichgesetzt. Zwar wurde bereits im 16. Jahrhundert erkannt, dass eine Hörbehinderung nicht automatisch eine Bildungsunfähigkeit nach sich ziehen würde (Schott, 1995), dennoch dauerte es lange, bis sich dieses Wissen auch durchsetzte. Ranschburg bescheinigte gehörlosen Kindern noch im Jahr 1935 wie selbstverständlich ein „beschränktes Maß an selbsttätigem Denken und Handeln“.

Offenbar herrschen in der breiten Bevölkerung auch heute noch hohe Berührungsängste vor, wenn diese auch nicht realitätsbezogen sind. So führt Uher (2002) an, dass nach wie vor kaum gemischte Freundeskreise existieren, denen sowohl behinderte als auch nichtbehinderte Menschen angehören.

4.3. Gehörlosenkultur

Beginnend in den 60er Jahren hat sich mittlerweile eine autarke Gehörlosenkultur gebildet und stetig weiterentwickelt. Hintermair und Tsirigotis sehen die Ursache hierfür in „reichhaltigen, wenn auch zum Teil recht schaurigen Anschauungslehren“ und denen durch „falsch verstandenem Expertentum“ verursachten „Verblendungen, Missachtungen und Verletzungen“ (Hintermair und Tsirigotis, 2008, S. 14). Der Gehörlose hingegen ist Experte für seine eigene Diagnose und seine persönliche Alltagsgestaltung und möchte verständlicherweise als dieser respektiert und anerkannt werden und selbst- statt fremdbestimmt sein.

Uhlig beschreibt die Gehörlosengemeinschaft als „ethnische Gruppe mit eigener Sprache“ (Uhlig, 2012, S. 11), merkt jedoch auch an, dass nicht automatisch jeder Gehörlose Teil dieser Ethnie ist, die zur Welt der Hörenden eine strenge Grenze zieht. Nicht alle hochgradig Hörgeschädigte sehen die Kluft zwischen ihnen und Normalhörenden als derart gravierend an, dass dies in ihren Augen eine gezielte Separation rechtfertigen würde. Jeder Gehörlose hätte die Wahl, in die Gehörlosengemeinschaft einzutreten oder aber sich dagegen zu entscheiden. Auch Uhlig führt „Manipulationsbestrebungen“ der hörenden Welt Gehörlosen gegenüber an, welche letztlich zur Bildung der Gehörlosengemeinschaft geführt hätte. Der Umgang beider Welten miteinander wäre spannungsgeladen und die gezielten „kulturellen Grenzziehungen“ stünden in Zusammenhang mit „Macht, Abhängigkeit und Definierungshoheit“ der „hörenden Macht“ (ebda, S. 13). So wird beispielsweise die Entscheidungsgewalt Hörender über die Verwendung und letztlich auch Anerkennung der Gebärdensprache als äußerst negativ bewertet. Manche Gehörlose sehen auch Lautsprache und sogar die Verwendung eines Cochlea-Implantats kritisch, da sie ihre eigene Gehörlosenkultur bewahren und leben möchten und sie durch das Implantat jedoch in die Welt der Hörenden *eingeschränkt und nicht ebenbürtig* integriert würden. (ebda)

Beim näheren Betrachten entsprechender Literatur fällt vor allem auf, dass wohl beide Seiten immer wieder auf Kommunikationsschwierigkeiten stoßen (van Uden, 1994, sowie Ahrbeck, 1992). Dass dies bei Hörgeschädigten natürlich Verunsicherung, Frustrationsgefühle und Ohnmachtsempfinden auslöst, ist naheliegend (Gelter, 1995; Eitner, 2009; Ahrbeck, 1992; sowie Ditzel, Gutjahr und Hintermair, 2011). Entsprechend verständlich ist daher auch der Wunsch, sich ausschließlich in einer Gesellschaft zu bewegen, in der diese Hindernisse nicht auftreten. Eine Welt, in der die Kommunikation ausschließlich in Gebärdensprache erfolgt und die somit kaum mehr Raum für Missverständnisse bietet, scheint sich als Idealzustand anzubieten. Die Gehörlosenkultur, die sich gezielt von den Hörenden abtrennt, mag sich daher eventuell von der Not zur Tugend entwickelt haben und bietet dem selbstbewussten Gehörlosen heute mannigfaltige Entfaltungs- und Gestaltungsmöglichkeiten.

Dennoch leben die meisten Gehörlosen in zwei Welten, in der Welt der Hörenden und in ihrer eigenen. Zumindest im beruflichen und behördlichen Alltag kann die Welt der Hörenden nicht ausgeklammert werden. Ahrbeck sieht die Separation Gehörloser auch in kultureller Hinsicht kritisch, denn „ohne einen Bezug zur hörenden Welt kann eine Aneignung des kulturhistorischen Erbes nicht gelingen“ (Ahrbeck, 1992, S. 57). Auch van Uden führt einen bilateralen Austausch der gehörlosen und der hörenden Welt als positiv an, bewirke dieser doch bereits im Kindes- und Jugendalter gegenseitiges „Vertrauen und Offenheit“ (van Uden, 1994, S. 253)

5. Aktueller Forschungsstand

Die bisher vorliegenden Forschungsarbeiten zu dem Grundthema der hochgradigen Hörbehinderung beschäftigen sich primär mit Erwachsenenforschung oder aber mit vorwiegend pädagogischen Aspekten. Auch für

den rein medizinischen Bereich existieren entsprechende Studienergebnisse. Die empirische und vor allem qualitative Sozialforschung im Kinder- und Jugendbereich hingegen scheint seit Beginn der Gehörlosenforschung ein eher bescheidenes Schattendasein gefristet zu haben. (Furth, 1977, sowie Dietzel, Gutjahr und Hintermair, 2011)

Darüber hinaus wurden viele Forschungen nicht im deutschsprachigen Raum durchgeführt, weswegen die bisher bekannten Ergebnisse gegebenenfalls nicht an hiesige Verhältnisse adaptiert werden können. Die Gebärdensprache ist nicht international, sondern länderspezifisch, was dementsprechend nicht miteinander vergleichbare Unterschiede der jeweiligen Gebärdensprache zur Landessprache und analog auch unterschiedlichste Alltagsdefizite bewirkt. (Strixner und Wolf, 2004)

Es scheint also, als hätten gehörlose Kinder und Jugendliche in der qualitativen Forschung bisher ein Nischendasein geführt. (Dietzel et al., 2011) Das Hauptaugenmerk der verfügbaren Literatur liegt klar im Bereich des erwachsenen Hörgeschädigten. Der Schwerpunkt der Kinder- und Jugendforschung findet sich in der Bildungswissenschaft. Unter Berücksichtigung der vielfältigen Hindernisse, die einen hörgeschädigten jungen Menschen auf seinem Schul- und Ausbildungsweg begleiten, ist dies nicht weiter verwunderlich und in durchaus sinngebender Weise praxisorientiert.

Zusammenfassend fehlt jedoch der subjektive, persönliche Blickwinkel des betroffenen Individuums. Eine phänomenologische Betrachtung für diese Altersgruppe konnte ich in meiner Recherche tatsächlich nicht finden. Dieser Ansatz könnte möglicherweise die Erkenntnisse in der Gehörlosenforschung durchaus erweitern.

6. Methodik

6.1. Grundlagen der Phänomenologie

Die Auswertung der Interviews erfolgt phänomenologisch nach der Interpretativen Phänomenologischen Forschung von Patricia Benner. Der Begründer der Phänomenologie war Martin Heidegger, der diese jedoch im rein philosophischen Bereich angesiedelt hatte. Heidegger betrachtete ein Phänomen als „das Sichzeigende des Sein des Seienden, seinen Sinn, seine Modifikationen und Derivate“, als „immer nur das [...], was Sein ausmacht“. (Heidegger, 2006, S. 35 und S. 37) Er lädt also dazu ein, sich vollkommen offen auf die Essenz des individuellen Seins, des puren Erlebens, Empfindens, Fühlens, Denkens und Erfahrens einzulassen.

Basierend auf der Grundlage phänomenologischen Denkens wurde dazu ein qualitativer pflegewissenschaftlicher Forschungsansatz begründet (Schoppmann, 2003). Im Bereich der Gehörlosigkeit könnte man beispielsweise die Forschungsfrage stellen, auf der die vorliegende Arbeit fußt. Wie erlebt ein gehörloser Jugendlicher seine Hörbehinderung? Wie nimmt er sein innerstes Sein wahr, wie erlebt er seine Gehörlosigkeit? Benners Ansatz sieht vor, die Situation des Betroffenen „von innen her zu erfassen“. (Staudacher, 2012, S. 26) Es galt also in der Auswertung der Interviews, den Fokus auf das individuelle Erleben jedes einzelnen Teilnehmers zu legen. Auch dann, wenn ähnliche Empfindungen geschildert wurden, durfte der Inhalt dieser Aussagen nicht einfach als gegeben hingenommen werden. Bereits in den Gesprächen selbst musste dies entsprechend beachtet und durch gezieltes Nachfragen umgesetzt werden. Für einen Teilnehmer A kann eine „schwierige Kommunikation mit Hörenden“ etwas vollkommen anderes bedeuten als für einen Teilnehmer B. Beispielsweise könnte der Fokus des Teilnehmer A im praktischen Bereich liegen („ich brauche die Hilfe eines Dolmetschers, wenn ich zum Arzt gehen muss. Das ist mühsam, aber für mich normal und auch in Ordnung so“), während bei Teilnehmer B der emotionale Aspekt im Vordergrund

steht („wir können uns nicht verständigen, es gibt keinen Austausch und ich fühle mich ausgeschlossen. Manchmal bin ich einsam.“).

P. Benner wendet die „Pflegerische Phänomenologie“ an als „Erkenntnis-methode, die dem vertieften Patientenverstehen entspricht“. (Staudacher, 2012, S. 27) In der Analyse der Interviews wurde daher darauf geachtet, in welcher Form und mit welchen Worten die Antworten formuliert waren, um eine Kategorisierung vornehmen zu können. (Wie definiert Teilnehmer A „Normalität“ und „mühsam“? Wie erlebt Teilnehmer B die Ausgeschlossenheit und Einsamkeit?)

Der Pflegende beziehungsweise der Forschende soll die Grenzen seines bisher erworbenen Wissens wahrnehmen. (Benner, P., Tanner, C. und Chesla, C., 2000). Speziell bei komplexeren Themenbereichen erfolgte daher zuerst die Suche nach einer allgemeingültigen Definition der zentralen Begriffe. Im genannten Beispiel wäre dies also die Frage, welche Definitionen etwa Normalität und Einsamkeit zugrunde liegen, um einen allgemeinen Zugang zum genannten Phänomen zu ermöglichen. Darauf basierend setzten letztlich die individuellen Schilderungen und deren phänomenologische Interpretation des einzelnen Probanden auf.

Nach abgeschlossener Analyse der Einzelinterviews erfolgte ein interviewübergreifender Abgleich, um mögliche für mehrere Teilnehmer gültigen Phänomene herauslesen zu können. Auch hier galt, dass zwar ein Phänomen mehrere Jugendliche betreffen, sich dies aber beim jeweiligen Individuum vollkommen anders auswirken und darstellen kann als bei den anderen Teilnehmern. Der Betroffene darf nicht ausschließlich schematisch, sondern soll umfassend als eigenständiges Individuum verstanden werden. (Benner, P. und Wrubel, J., 1997)

Darüber hinaus mussten die sprachlichen Eigenschaften der ÖGS entsprechend beachtet werden (siehe nächstes Kapitel).

Ich habe mich ausgehend von einem Vorschlag meiner Betreuerin letztendlich sehr bewusst für die phänomenologische Forschung entschieden. Diese Arbeit soll einen Beitrag zu mehr Verständnis von Gehörlosen und einem besseren Miteinander zwischen ihnen und den Hörenden schaffen. Eine gegenseitige Öffnung zwischen Menschen kann vor allem dann erfolgreich stattfinden, wenn diese ohne jegliche Voreingenommenheit erfolgt. Die phänomenologische Forschung setzt exakt an diesem Punkt des reinen Erkenntnisinteresses aus der Perspektive der Betroffenen an, die auch zukünftig eine „interessante Perspektive für die Pflegewissenschaft“ darstellen kann. (Schoppmann, 2003, S. 49) Im Laufe dieser Arbeit habe ich sie als herausfordernde und sehr erkenntnisreiche Methode erlebt.

Diese Diplomarbeit dient vor allem dem Erkenntnisinteresse, wie ein gehörloser Heranwachsender sein Handicap tatsächlich wahrnimmt. Wie sind seine Eindrücke von sich selbst, seiner Gehörlosigkeit und der „hörenden Welt“? Wie erlebt er die Trennlinien und Überschneidungen? Die Phänomenologie stützt sich auf das Erleben selbst und definiert ihre Erkenntnis über die subjektive Wahrnehmung und das persönliche Empfinden und bildet somit eine geeignete Methode, um die Forschungsfrage herauszuarbeiten.

6.1.1. Phänomenologie und ÖGS

Bis auf einen Teilnehmer wurde von allen Gesprächspartnern die Österreichische Gebärdensprache verwendet. Auch die Jugendlichen, die durch ein Cochlea Implantat an ein vergleichsweise gutes Hör- und Sprechvermögen gewöhnt sind, wandten die ÖGS in Grammatik, Vokabular und Sprachstil an. Zu einem Teil mag dies auch der Tatsache geschuldet sein, dass die ÖGS von den meisten der Gesprächspartner als ihre Muttersprache angeführt wurde.

Phänomenologische Forschung, basierend auf Interviews, erlangt die erforderlichen Daten über den Austausch von Sprache. Es stellt sich nun also unabhängig von der Intensität der eingesetzten Körpersprache die Frage, inwiefern es möglich ist, das Sein, das Erfahren des Individuums tatsächlich zu erfassen, wenn dem sprachlichen Ausdruck der ÖGS Grenzen gesetzt sind.

Die ÖGS ist eine anerkannte Sprache und daher in ihrer Wertigkeit mit der deutschen Sprache selbstredend absolut gleichzusetzen. Die Schwierigkeit besteht jedoch darin, der hörenden Welt, die ohne ÖGS aufgewachsen ist und deren Sprach- und Verständnisrealität in die deutsche Sprache eingebettet ist, einen Kanal zur Erkenntnis und zum nachhaltigen, tatsächlichen Begreifen der auf ÖGS basierenden Realität zu ermöglichen.

Bereits ohne ÖGS steht der Phänomenologe vor der Herausforderung, das Erleben des Interviewpartners so gut und weitestgehend wie möglich zu erfassen. Die Sprache dient hierbei dem bestmöglichen Informationsgewinn. Der Forscher hat die Möglichkeit, weiterführende Fragen zu stellen, um den Teilnehmer zu einer persönlichen Schilderung seines Empfindens und Erlebens zu ermutigen.

Was aber tun, wenn der Gesprächspartner eine Sprache spricht, deren Ausdrucksform deutlich engere Grenzen gesetzt sind im Vergleich zu der Sprache, die dem Forscher selbst vertraut ist? Abgesehen von Grammatik und Vokabular bedient sich die ÖGS auch eines recht pragmatisch und mitunter recht absolut anmutenden Sprachstils. Im Deutschen existieren für ein und dieselbe Sache oft mehrere Ausdrücke, deren Bedeutung sich dann entweder tatsächlich gleichen oder aber in Nuancen unterscheiden kann. Speziell in der Phänomenologie ist dies ein ausgesprochen wichtiger Aspekt, da gerade durch diese Nuancen die Empfindung des Teilnehmers gut herausgearbeitet werden kann. In der ÖGS findet sich jedoch eine im Vergleich dazu eher eingeschränkte Begriffsauswahl. Beschrieben wird dadurch oft nur das Grundempfinden ohne weitere Aspekte.

Die wahrscheinlich größte Herausforderung dieser Forschungsarbeit war daher, die Antworten der Teilnehmer nicht als gegeben hinzunehmen, sondern einmal mehr zu hinterfragen. Die Gesprächspartner sollten zwar nicht ermüdet werden, doch so gut wie möglich versuchen, ihr Empfinden darzulegen. Dadurch, dass einige Formulierungen und Worte in Gebärdensprache nicht existieren oder zumindest dem jeweiligen Jugendlichen nicht bekannt waren, musste einiges umschrieben werden.

Die Frage- und Gesprächstechnik wurde diesen Umständen selbstverständlich angepasst, um zu gewährleisten, dass die gegebene Information auch korrekt interpretiert werden konnte. So wurde häufig auf die Technik der Rückversicherung zurückgegriffen. Mehr zu diesem Thema findet sich später jedoch noch im entsprechenden Kapitel.

6.2. Forschungsfrage

Diese Forschungsarbeit soll die Fragestellung beantworten, welche Bedeutung und welchen Stellenwert die Gehörlosigkeit für Kinder und Jugendliche in ihrem alltäglichen Leben einnimmt.

Erfahren und erleben gehörlose Heranwachsende denn Ausgrenzung in einer von Hörenden dominierten Welt? Wenn ja, wird diese Situation bewusst wahrgenommen - oder aber durch den steten Wechsel zwischen den Welten der Hörenden und der Gehörlosen vielleicht nur als gewohnter Alltag erlebt? Welche Hindernisse sind für hochgradig hörgeschädigte Jugendliche zu überwinden, um im Rahmen schulischer Integration soziale Kontakte zu knüpfen? Ist eine Meisterung derer denn überhaupt wirklich möglich oder bleiben gehörlose Heranwachsende dann lieber doch unter sich? Pflegen sie bewusst die Gehörlosenkultur und grenzen sich mitunter gezielt von den Hörenden ab? Oder ist möglicherweise doch die gelebte,

aktive Integration und ein gemeinsames Miteinander von Gehörlosen und Hörenden ihr erklärtes Ziel?

Die Problematik der im Alltag oft nur schwer realisierbaren Integration Gehörloser betrifft nicht nur die Gehörlosen selbst, sondern alle Menschen, die zu ihrem Umfeld zählen – sowohl im privaten, als auch im beruflichen und öffentlichen Bereich.

Die Welt der Hörenden ist stark von akustischen Signalen geprägt (z.B. Hupen im Straßenverkehr, Läuten des Weckers, ...), die der Gehörlose nicht wahrnehmen kann. Da die mittlerweile als eigenständig anerkannte Gebärdensprache auf einer eigenen Grammatik, die sich nicht mit der allgemeinen geltenden Grammatik deckt, und auch auf stark vereinfachtem Vokabular fußt, ist das Zurückgreifen auf Verschriftlichung sowohl für Hörende als auch für Gehörlose oft nicht hilfreich. Der gehörlose Jugendliche bewegt sich somit permanent in einer Welt, die für ihn größtenteils nicht verständlich ist, für deren Bewohner auch er nicht verständlich ist - die jedoch seinen Alltag und seine Zukunftsplanung bestimmt.

Mein Erkenntnisinteresse beruht auf der Frage, wie gehörlose Kinder und Jugendliche mit ihrem Handicap umgehen, wie sie es selbst wahrnehmen und welche Kompensationsmöglichkeiten sie im Alltag bewusst einsetzen. Stellt ihre Hörbehinderung für sie eine Einschränkung oder vielleicht sogar eine Bereicherung dar?

Wie erleben hörbehinderte Kinder und Jugendliche ihr Handicap...

... im privaten Bereich: soziale Kontakte (Freundeskreis, Familie); findet die Trennung der beiden Welten „gehörlos“ und „hörend“ manchmal auch gezielt statt oder wird die Integration bevorzugt?

... in der Alltagsorganisation: beim Einkaufen, bei Arztbesuchen, im Straßenverkehr, ...

... in der Informationsbeschaffung: beim aktiven Nutzen von Internet, Büchern, Zeitungen, Zeitschriften, ...

... in ihrer Bildung und Ausbildung: sowohl im Bereich von Schulbüchern und Lernunterlagen als auch bei der Kommunikation mit Mitschülern und Lehrpersonal

... im psychischen Bereich: erfahren sie etwa Ausgeschlossenheit, Einsamkeit und Frustration, oder sind solche Empfindungen durch einen individuell gut geregelten Alltag eher gegenstandslos?

... in der Zukunftsplanung: bei der Ausbildungs- und Berufsauswahl, aber auch bezüglich Partnerwahl und Familienplanung.

Im Rahmen der Interviews traten außerdem weitere Aspekte der Gehörlosigkeit hervor, die sich für eine dichte Beschreibung des Phänomens als relevant erwiesen haben. Sie werden entsprechend im Ergebnisteil beschrieben.

6.3. Ethische Überlegungen

Um den Schutz der Interviewpartner zu wahren, wurde diese Arbeit nach gängigen ethischen Prinzipien verfasst. Die Grundlage hierzu bildet der Belmont-Report, dem drei forschungsethische Prinzipien zugrunde liegen: die Achtung der Menschenwürde, Benefizienz und Gerechtigkeit. (The National Commission for Protection of Human Subjects of Biomedical and Behavioral Research, 1978) Die Teilnehmer sollen frei über ihre Teilnahme entscheiden und hierfür alle erforderlichen Informationen in einer für sie verständlichen Form erhalten („informed consent“). Es soll ihnen durch diese Untersuchung keinerlei Schaden zugefügt und jeder einzelne von ihnen fair und respektvoll behandelt werden.

Um einen „informed consent“ bestmöglich zu gewährleisten, erhielten die Teilnehmer vorab schriftliche Informationen zum Ziel der Arbeit, zum Ablauf der Interviews und zur nachträglichen Datenaufbereitung (Informationsblatt). Vor Beginn des Interviews wurde jeder Teilnehmer noch einmal

mündlich darüber in Kenntnis gesetzt. Erforderlichenfalls wurde der Inhalt vom Gebärdendolmetscher übersetzt.

Bei Kindern und Jugendlichen unter 14 Jahren wurde vor der Durchführung des Interviews das schriftliche Einverständnis der Eltern eingeholt, bei Jugendlichen ab 14 Jahren ihr eigenes.

Während des Interviews konnten Antworten auf einzelne Fragen jederzeit verwehrt und das Gespräch vom Gesprächspartner jederzeit abgebrochen werden.

Auch die Wahl des Dolmetschers stand den Teilnehmern frei. Sollte ein Übersetzer erforderlich sein und der Teilnehmer selbst keinen Vorschlag dazu bringen können, wurde ein Dolmetscher gestellt. Die meisten entschieden sich dafür, keinen eigenen Übersetzer zu nehmen, sondern griffen auf das vorgeschlagene Angebot zurück.

Selbstverständlich stand den Teilnehmern eine erneute Kontaktaufnahme nach erfolgtem Interview frei, sollte danach der Bedarf nach weiterem Austausch bestehen. Dieses Angebot wurde auch von mehreren Jugendlichen in Anspruch genommen.

Um eine möglichst angenehme Atmosphäre zu ermöglichen, fanden die Gespräche je nach Präferenz des Interviewpartners entweder in halböffentlicher Umgebung oder in privaten Räumlichkeiten statt.

Die Suche nach den Interviewpartnern erfolgt über private Kontakte in die Wiener Gehörlosengemeinschaft nach dem Schneeballprinzip. Die Teilnahme an den Interviews erfolgt auf freiwilliger Basis; die Interviewpartner haben sich selbst und von sich aus dazu gemeldet.

6.4. Datenerhebung und Datenauswertung

Die Erhebung der Daten erfolgte über halbstrukturierte Interviews nach einem vorher ausgearbeiteten Leitfaden. Somit wurde einerseits eine gewisse Struktur gewährleistet, andererseits konnte das Interview auch spontan vertieft werden, wenn unerwartete Aspekte auftauchten und wichtig wurden. Des Weiteren wurde pro Interview ein Gesprächsprotokoll angefertigt, um Zusatzinformationen zu notieren, die sich im Nachhinein aus dem Tonmitschnitt gegebenenfalls nicht mehr herausarbeiten lassen würden.

Durchgeführt wurden neun Interviews mit insgesamt neun hochgradig hörbehinderten oder gehörlosen Kindern und Jugendlichen beiderlei Geschlechts im Alter von 9 bis 18 Jahren. Keiner der Teilnehmer hat in der Familie ein weiteres gehörloses Familienmitglied vorzuweisen.

Teilnehmer	Alter	Geschlecht	Hörverlust in Dezibel	Erfahrung im Integrationsbereich	Hörhilfe
B	14	weiblich	90	nein	Hörgerät
D	9	männlich	70	nein	Hörgerät
E	18	männlich	90 / Hörverlust ausschließlich im Bereich des Sprachformanten	ja	Hörgerät
F	14	männlich	75	ja	Cochlea Implantat
K	17	männlich	80	ja	Cochlea Implantat
L	17	männlich	Ein Ohr < 90, das andere etwa 70	ja	Hörgerät

S	18	männlich	< 90	ja, jedoch nur kurz	Hörgerät
T	14	weiblich	Ein Ohr < 90, das andere etwa 70	nein	Hörgerät
V	15	weiblich	80	nein	Hörgerät

Abb. 4: Eckdaten der Stichprobe zur Durchführung dieser Arbeit

Mit einem Teilnehmer wurden aufgrund der Ergebnisse des ersten Interviews insgesamt zwei Interviews geführt, um eine weitere, tiefer gehende Datenerhebung durchzuführen.

Mit zwei anderen Teilnehmern wurde ein gemeinsames Gespräch geführt, worum die beiden aufgrund ihrer Freundschaft gebeten hatten. Einer der Teilnehmer fungierte hierbei auch als Dolmetscher für den anderen Jugendlichen.

Die Interviews wurden bei Bedarf (abhängig vom Grad der Beherrschung der Lautsprache) von einer privaten Gebärdensübersetzerin begleitet. Dieser wurde vorab der Leitfaden vorgelegt, damit eine entsprechende Vorbereitung auf möglicherweise ungewöhnliche, seltene Gebärden erfolgen konnte.

Bei den Jugendlichen, die sich ohne Hilfe eines Dolmetschers ausreichend in Lautsprache verständlich machen konnten und im Gegenzug die deutsche Lautsprache einer normalhörenden Person ebenso ausreichend verstehen konnten, war keine Unterstützung durch einen Dolmetscher erforderlich. Diese Interviews fanden dementsprechend im klassischen Setting von Interviewer und Interviewpartner statt.

Für ein Gespräch erfolgte die Übersetzung der beziehungsweise in ÖGS auf Wunsch des Teilnehmers durch einen ebenfalls gehörlosen Jugendlichen aus dem privaten Umfeld. Die Verständigung mit diesem Übersetzer

erfolgte problemlos über Lautsprache, es wurde jedoch die Grammatik der ÖGS angewandt.

Die technische Unterstützung der Interviewpartner war gemischt und bestand sowohl aus Hörgeräten als auch aus CI-Implantaten. Erstaunlicherweise hing der Bedarf an Unterstützung eines Dolmetschers nicht vordergründig mit der Art der Hörhilfe zusammen.

Alle Interviews wurden über ein Diktiergerät digital im mp3-Format aufgezeichnet. Anschließend wurden die Interviews transkribiert und händisch ausgewertet. Es erfolgte keine Unterstützung durch elektronische Codierungs- oder Auswertungsprogramme.

6.4.1. Sprachliche Besonderheiten

Zu erwähnen ist außerdem, dass die gestellten Fragen je nach Grad des Sprachverständnisses in ihrer Formulierung an die Grammatik der Österreichischen Gebärdensprache ÖGS angepasst werden mussten.

Zwar wurde der Interviewleitfaden in der allgemein geltenden deutschen Sprache verfasst und die Fragen zuerst auch dementsprechend gestellt. Speziell bei den Kindern und Jugendlichen, bei deren Interviews ein Dolmetscher erforderlich war, mussten jedoch die Fragen entsprechend adaptiert werden, um für die Teilnehmer verständlich zu sein. Hauptsächlich geschah dies alleine durch die Verwendung der Gebärdensprache, die auf stark vereinfachtem Vokabular und einer ebenso schlanken Grammatik beruht. So wird beispielsweise aus einem „erinnerst Du dich...?“ ein „*Du weißt?*“ oder aus der Frage nach der Verständigung innerhalb der Familie ein „*nur sprechen? Papa versteht?*“.

Zur Verdeutlichung möchte ich folgenden Ausschnitt aus einem Interview anführen:

I: Und was sind Deine Lieblingsfächer? Magst Du was gerne?

T gebärdet

D: Deutsch, Schreiben, Rechnen, Malen.. und basteln tut er auch gern.

I: Und was magst Du gar nicht?

T gebärdet lautsprachlich: Mag nicht basteln.

D: Das ist jetzt komisch, zuerst sagst Du, Du möchtest basteln, und jetzt sagst Du, Du magst nicht basteln? Ist da ein Unterschied?

T gebärdet

D: Aha... und was magst Du nicht?

T gebärdet

D: Nicht?

T: gebärdet lautsprachlich: Malen.

*D: **Genau malen...** Du meinst dieses **geometrisch zeichnen**? Mit... *jaja.**

Ah. Ja. Diese geometrischen Zeichnungen hasst er wie die Pest. Ja. Genau. Also das magst Du nicht.

Hier ist klar zu erkennen, dass selbst die Gebärdendolmetscherin aktiv nachfragen musste, um den vom Jugendlichen gemeinten Inhalt zu erfassen. Oft sind die tatsächlich gemeinten Inhalte nur in Zusammenhang mit gezieltem Nachfragen und im Kontext mit dem aktuellen Thema zu verstehen. Doch selbst dann ist man vor Missverständnissen nicht gefeit. Beispielsweise fiel erst bei der Auswertung des oben zitierten Interviews auf, dass die inhaltliche Differenz zur Abneigung des „Bastelns“, also des geometrischen Zeichnens, wohl nicht aufgefallen wäre, wenn das Kind nicht kurz davor noch Basteln als eines seiner Lieblingsfächer angegeben hätte.

Auch dieses Beispiel veranschaulicht den Unterschied zwischen ÖGS und klassischem Deutsch:

T gebärdet

D: Gebärdensprache ist leicht, Deutsch lernen ist schwer.

T gebärdet

*D: ... und deswegen ist es besser, **alle Gehörlosen zusammen**, weil ihr euch gut unterhalten könnt? Ja, es ist ein Sprachproblem. Also die Trennung der beiden, von gehörlos zu hörend, ist ein Sprachproblem.*

In diesem Beispiel hätte die Gebärde „alle Gehörlosen zusammen“ nach der Information, dass das Lernen der Gebärdensprache im Vergleich zu Deutsch leicht wäre, auch anders verstanden werden können. Zum Beispiel hätte sich „alle Gehörlosen zusammen“ auch darauf beziehen können, dass die ÖGS generell von allen Gehörlosen gelernt wird. Eine andere Interpretationsmöglichkeit wäre gewesen, dass die ÖGS (nach Erfahrung dieser Kinder, die jedoch auch den häufigsten Fall darstellt) von allen Gehörlosen in geschlossenen Gruppen, häufig als Unterrichtsfach in einer Schulklasse, gelehrt wird (spätestens mit Eintritt in eine entsprechende Bildungseinrichtung, in der ÖGS unterrichtet wird). In diesem Fall lernen also *alle Gehörlosen zusammen* ÖGS. Erst durch das Nachfragen der Dolmetscherin „weil ihr euch gut unterhalten könnt?“ wurde die jedoch die vom Teilnehmer tatsächlich gemeinte Bedeutung klar.

Glücklicherweise erwiesen sich die Interviewpartner angesichts des steten Nachhakens als sehr geduldig. Ein Grund dafür dürfte sein, dass den gehörlosen Jugendlichen selbst das Potential für mögliche Missverständnisse bewusst sein dürfte:

I: Wärs Du denn gerne hörend oder ist das gut, dass Du gehörlos bist?

T gebärdet

D: Also sie wär gern hörend, weil es viel leichter ist.

I: Was glaubst Du, wäre denn dann anders, wenn Du, wenn Du hören könntest?

T gebärdet

D: Ja, sie könnte alles... besprechen

I: Und besprechen ist besser als... ?

T unterbricht und gebärdet

D: Ja, es ist schon besser, weil man ja, weil man mit allen reden kann. Man kann sagen, was man will. So ist das jetzt sehr kompliziert.

I: Wie ist das denn zwischen Gehörlosen und Hörenden, läuft das gut oder ist das eher schwierig? Wie siehst du das? Oder welche Situationen hast du da schon erlebt?

T gebärdet

D: Ja, es ist schwierig. Sprache ist schwierig. Man versteht immer falsch. Oder oft falsch versteht man.

Die Übersetzung der Dolmetscherin erfolgte teilweise „klassisch“, indem mit dem Jugendlichen selbst gebärdet und mit mir als Interviewer gesprochen wurde, teilweise aber auch parallel nach der österreichischen Gebärdensprache. Das heißt, dass die Dolmetscherin manchmal auch die von ihr übersetzte Antwort des Kindes noch einmal mitgebärdete und teilweise auch lautsprachlich begleitete. Dies wiederum hatte zur Folge, dass diese Übersetzungen einerseits in ÖGS-bedingter Grammatik gestaltet waren und andererseits das Kind in den Sätzen der Dolmetscherin noch einmal persönlich angesprochen wurde („Du meinst“, „Du findest, dass“, ...). Durch diese Methode hatte das hörbehinderte Kind selbst die Möglichkeit, die Übersetzung seiner Antwort an den Interviewer nochmals mitzukontrollieren und konnte bei Bedarf nachkorrigieren, wenn es der Meinung war, dass ein Inhalt nicht ausreichend oder gar falsch wiedergegeben wurde.

Im Gegenzug wurden auch die Gebärden der Dolmetscherin lautsprachlich begleitet, um dem Interviewer die Möglichkeit zu geben, hier ebenfalls korrigierend einzugreifen, wenn ein mögliches Missverständnis befürchtet werden konnte.

Diese Methode wurde verstärkt dann angewendet, wenn die Antwort des Kindes nicht eindeutig war oder das Thema möglicherweise sprachliche Missverständnisse hervorrufen konnte.

7. Ergebnisse und Schlussfolgerung

7.1. Beobachtungen während der Gespräche

Nicht immer war die Unterstützung der Dolmetscherin während des gesamten Interviews erforderlich. Teilweise konnten die Jugendlichen auch die eine oder andere gestellte Frage ohne Übersetzung in Gebärde verstehen und beantworteten diese Frage dann direkt, ohne die Übersetzung abzuwarten. Ebenso kam es immer wieder vor, dass die Teilnehmer eine Antwort auch für ungeübte Ohren ausreichend klar und deutlich in Lautsprache formulierten, sodass auch ihre Antwort nicht mehr übersetzt werden musste.

Es fiel auf, dass manche Gesprächspartner vorwiegend versuchten, direkt mit mir zu sprechen, und während des gesamten Interviews aktiven Blickkontakt suchten. Der Blickkontakt zur Dolmetscherin erfolgte in diesen Fällen lediglich bei den Übersetzungen. Andere Teilnehmer hingegen blieben während des gesamten Gesprächs visuell ausschließlich auf den jeweiligen Dolmetscher fixiert.

Auch die Verwendung von Laut- und Gebärdensprache fiel sehr unterschiedlich aus. Während sich manche Interviewpartner ausschließlich der sogenannten lautsprachbegleitenden Gebärde bedienten, also gleichzeitig gebärdeten und diese Gebärden mit der entsprechenden Lautsprache versahen, gebärdeten andere Jugendliche absolut stimmlos. Wieder andere verwendeten gar keine Gebärde und kommunizierten ausschließlich über Lautsprache. Manche nahmen Gebärdensprache nur bei einzelnen Passagen zur Hilfe.

Bei der Verwendung der Lautsprache fiel auf, dass manche Teilnehmer diese in klassischem Deutsch einsetzten und andere wiederum die Grammatik der Gebärdensprache.

Ein weiterer sehr interessanter Aspekt war, dass auch der Sprachstil der normalhörenden Dolmetscherin immer wieder, auch im Laufe einzelner Gespräche, wechselte. So wurde ein (lautsprachlicher) Satz in ÖGS-Grammatik formuliert, der nächste wiederum in klassischem Deutsch.

Auch die Übersetzung selbst wurde abwechselnd in der ersten oder in der dritten Person gehalten („*sie meint, dass ...*“, „*Du glaubst, dass ...*“). Es war diesbezüglich jedoch kein klares Muster erkennbar.

Eine sprachliche Beobachtung, die sich auch inhaltlich ausgewirkt hat, ist, dass Empfindungen und Meinungen oft nicht begründet oder weiter ausgeführt werden konnten.

I: Fährst Du denn Fahrrad?

T gebärdet

D: Nein, fährt sie nicht.

I: Warum?

T gebärdet

*D (betonend): Sie **fährt nicht** mit dem Fahrrad.*

Dieses Kommunikationsmuster fand sich im Großteil der durchgeführten Interviews wieder.

7.2. Ergebnisse der Forschungsfragen

Die eingangs gestellten Forschungsfragen konnten mit Hilfe der Interviews teilweise beantwortet werden und werden nun im Einzelnen betrachtet. Auffallend war der ungewöhnlich pragmatisch wirkende Zugang der Teilnehmer zu diesen Themen. Es scheint, als ob die Alltagsorganisation klar im Vordergrund stehen würde. Grenzen werden oft scheinbar emotionslos akzeptiert und nicht weiter hinterfragt. In vielen Interviews konnten weiterführende Fragen nicht beantwortet werden. So lautete etwa eine relativ

typische Antwort auf die Frage, wie denn das Leben als Gehörloser in einer normalhörenden Familie so wäre, lapidar „*normal*“. Auch auf weiteres Nachfragen wurde inhaltlich nicht reagiert.

Dies stellte speziell im Bereich der ursprünglichen Forschungsfragen ein sehr großes Hindernis bezüglich der phänomenologischen Auswertung dar. Dennoch möchte ich die Ergebnisse zu den ursprünglichen Forschungsfragen kurz präsentieren, da sie sicher auch einen Beitrag dazu leisten können, die Gedankenwelt hörbehinderter Heranwachsender etwas begreiflicher zu machen.

Im Anschluss daran wird jedoch ein zentrales Phänomen näher erläutert werden, das sich im Laufe der Interviews als ein dominantes herauskristallisiert hatte - dem Wunsch nach einer Art Universalsprache. Der Ergebnisfokus liegt aufgrund der gewonnenen Daten klar in diesem Bereich und lässt den Schluss zu, dass die Trennung der gehörlosen und der normalhörenden Welt den Gehörlosen offenbar sehr nachhaltig prägt. Dennoch soll vorab auf jene Fragestellungen, die ursprünglich zur Entstehung dieser Arbeit geführt haben, ebenfalls eingegangen werden, da im Rahmen der Gespräche teilweise auch hierzu Antworten gefunden werden konnten.

7.2.1. Soziale Kontakte

Die Bildung von Freundeskreisen findet sowohl in der Gehörlosengemeinschaft als auch in der Welt der Hörenden statt.

Auffallend ist hierbei, dass mit steigendem Alter die Entscheidung zwischen einem hörenden und einem hörgeschädigten Freundeskreis immer klarer gefällt wird. In jüngeren Jahren überwindet die Sprache des Spiels die verbalen Hindernisse offenbar recht leicht:

D: Du warst früher in einem Heim, Du weisst, da hast Du auch mit hörenden Kindern...

T (14 Jahre alt): Ja.

I: War das gut oder schlecht?

T: Gut.

D: War auch gut?

T: Ja.

D: Ist es gleich, ob hörend oder gehörlos? Du kannst mit allen spielen? Ja? Gleich? Du hast überall Freunde, bei hörend oder gehörlos?

T: Ja.

Ein anderer Interviewteilnehmer berichtete, dass er derzeit gezielt keine sozialen Kontakte pflegen würde. Gehörlose Jugendliche wären für ihn „uninteressant“, doch sowohl Hörende als auch Schwerhörige wären Gehörlosen gegenüber „arrogant“.

I: Ok... was mir jetzt noch einfällt als Frage, was mich sehr interessieren würde, das geht jetzt noch ein bissl zurück in diese Frage vorher auch mit diesem Gebärdensprache und Deutsch lernen und so – wie siehst Du denn eigentlich die Welt? Ist das so eine gemeinsame Welt, wo einfach Gehörlose und Hörende zusammen leben, oder ist das eine Welt, in der ganz viele Hörende leben und die Gehörlosen leben so einzeln quasi, oder - ...

T gebärdet

D: Wirklich? Ja. - Also er sieht das schon so, dass die Welten getrennt sind. Jaja, ich weiß schon... Aber... - Also doch lieber gehörlose Freunde... selbst wenn er später eine Frau kennenlernen will, möchte er gehörlos. Also er sieht das schon sehr getrennt, ...

I: Ja? Weil? Hat er das begründet?

D: Ja, er sagt irgendwie passen die nicht zusammen, hier ist gehörlos und hier ist hörend. Und oft ist es so, dass die Gehörlosen oder umgekehrt die Hörenden vor den Gehörlosen Angst haben oder eben die jetzt anders

sehen als sie sind, aber sie sind normale Menschen, das hat er jetzt schon betont, aber sie sind trotzdem in ihrem Eigenen, schon allein von der Sprache.

[...]

I: Wär's dann besser, wenn alle gehörlos wären, oder wär's besser, wenn alle hörend wären?

T gebärdet

D: Ja? Wirklich? Ja, besser wär, wenn alle Menschen gehörlos wären.

I: Warum?

T gebärdet

D: ... Angst? ... Der Hörende hat Angst vorm Gehörlosen? - Also er ist der Meinung, dass die Hörenden... also dass der Gehörlose dem Hörenden unheimlich ist. Es ist auch so, sie fuchteln ja auch mit den Händen, so sagt er, weil ja durch die Gebärde... und Du hast eh gesehen, dass er jetzt ein bisserl ausschweift... also, ja... das ist aber ihre Sprache. Gebärde ist eine Sprache. Damit können sie reden, und das wissen die Hörenden nicht.

T: Ja.

Ein anderer Teilnehmer erzählte, dass sein Freundeskreis ausschließlich aus hörenden Jugendlichen bestehen würde. Auch er beschrieb eine klare Distanz zwischen Hörenden und Gehörlosen, die jedoch von beiden Seiten ausging. Zwar habe er selbst schon gezielte Ausgrenzung von Normalhörenden erfahren, jedoch habe er auch Gehörlose erlebt, die sich klar gegen eine Öffnung Hörenden gegenüber aussprächen.

Als interessant präsentierte sich vor allem der Aspekt der *familieneigenen Gebärdensprache*. In vielen Familien hat sich eine eigene „Gebärdensprache“ entwickelt, die jedoch nicht zwangsläufig Ähnlichkeiten oder Überschneidungen mit der Österreichischen Gebärdensprache hat. Diese Gebärden haben sich im Laufe der Zeit entwickelt und werden von den Familienmitgliedern verstanden. Außerhalb dieses Familiensystems findet die-

se Sprache jedoch keine Anwendung, alleine schon deswegen, da sie von Nichtmitgliedern auch nicht verstanden wird. Unterstützend wird innerhalb der Familie auch die Schriftsprache verwendet.

D: Zum Teil gibt es irgendwelche Gebärden, die keine Gebärden sind... können keine ÖGS. Oder sie schreiben stichwortartig auf, und so funktioniert das.

Sehr auffallend war in diesem Zusammenhang, dass kein einziges normalhörendes Familienmitglied der Interviewteilnehmer die Österreichische Gebärdensprache erlernt hat. Offenbar funktioniert die Verständigung der familieneigenen Gebärde zumindest für die Alltagsorganisation ausreichend. Dennoch kann hier möglicherweise auch eine Verbindung dazu gesehen werden, dass über die Kommunikation in der Familie erstlinig in Bezug auf organisatorische Bereiche berichtet wurde und kaum über persönlichen Austausch.

T: Also ein bisschen Gebärdensprache, aber nicht ganz viel sondern nur aufschreiben oder mit Mimik. Also ein bisschen so Phantasiegebärdensprache, dass ungefähr verstehen, wie trinken, essen, ... das versteht jeder, so Phantasiegebärdensprache.

Eine andere Gesprächspartnerin betonte die Chance auf einen reibungslosen Alltag innerhalb der Familie, wenn alle gut aufeinander eingespielt wären:

I: Siehst du denn die Hörenden und die Gehörlosen gemeinsam oder siehst du eine Trennung?

T gebärdet

D: Ja, also sie empfindet... im Alltag... im Alltag ist es so, dass sie getrennt sind... also Fremde... Fremde sind... also fremde Leute gehörlos

und nicht gehörlos passen nicht zusammen, in der Familie kann das funktionieren.

Die Bedeutung der Vertrautheit speziell im kommunikativen Bereich wurde von vielen Jugendlichen erwähnt. Sie scheint eine zwingend erforderliche Bedingung für eine einerseits harmonische und andererseits auch produktive Alltagsgestaltung im privaten Mikrokosmos zu sein.

7.2.2. Alltagsorganisation

Ausnahmslos alle Teilnehmer zeigten einen recht pragmatischen Zugang zur Organisation ihres Alltags. Die durch ihre Hörbehinderung vorhandenen Einschränkungen wurden entweder gar nicht oder (auf Nachfrage) recht distanziert beschrieben. Der Fokus der Interviewpartner war klar auf der organisatorischen Seite zu erkennen.

I: Wenn ich das richtig verstanden hab, hat er ja vorher gesagt, dass er gerne hören würde. Wieso denn - was wär denn da besser, kann er das sagen?

D: Ich weiß nicht... muss einmal überlegen... wenn Du hörst, was wäre besser? Wenn taub nicht gut, hörend gut... was ist dann besser? Was? Was kann man da besser machen?

T gebärdet

D: Ja. Ja, warum?

T gebärdet

D: Also erst einmal das Hörgerät muss man nicht - da muss man nicht aufpassen, dass es kaputt wird, dass es nicht schmutzig ist, da muss man ja immer.... von den Ohrmuscheln muss man's immer reinigen. [...] Und deswegen wär's besser.

Bei Arztbesuchen und Behördenwegen wird oft die Hilfe einer Person in Anspruch genommen, die im Bedarfsfall übersetzen kann. Dies kann ein offizieller Gebärdendolmetscher sein oder aber jemand aus dem näheren privaten Umfeld. Der Dolmetscher wird jedoch aus finanziellen Gründen nicht als die erste Wahl für eine erforderliche Unterstützung angesehen.

Auch bei Besuchen in Restaurants wird auf die Hilfe nahestehender Personen zurückgegriffen:

D: Restaurant... wie machst Du?

T gebärdet

D: Ja. Sie zeigt faktisch ihrem Vater... oder mit dem sie halt [...] ins Restaurant geht... zeigt das, was dort steht, und das wird dann bestellt. Alleine geht sie nicht ins Restaurant.

Andere Jugendliche berichteten, dass sie dem Servicepersonal direkt auf der Speisekarte zeigen, was sie bestellen möchten. Man kann also nicht generell von einer allgemeinen Kontaktscheu in ähnlich gelagerten Situationen berichten.

Auch im Bereich des täglichen Einkaufs wurde berichtet, dass beispielsweise dem Personal der Feinkostabteilung oft gut vermittelt werden kann, was gerade gewünscht wird. Entweder werden die Wünsche aufgeschrieben und der Zettel an das Personal gereicht, oder es wird auf die gewünschte Ware gezeigt. Auch über eine Mischform wurde berichtet; so holt ein Jugendlicher zuerst selbst eine Semmel und bringt diese zur Feinkosttheke, um verständlich zu machen, dass er eine Wurstsemmel möchte.

Andere Teilnehmer hingegen vermeiden den direkten Kontakt und kaufen nur die Dinge, die zur Entnahme bereit liegen, wie beispielsweise fertig abgepackte belegte Brötchen. Da dies nicht von jeder Supermarktkette beziehungsweise nicht jeder Filiale angeboten wird, achten die Jugendli-

chen daher auch sehr darauf, woher sie ihre Produkte beziehen und welche Geschäfte sie hingegen gezielt meiden.

Im Gegenzug wurde jedoch auch von Erlebnissen berichtet, in denen sich die gehörlosen Jugendlichen hörendem Personal gegenüber nicht verständlich machen konnten. Dies scheint vor allem dann der Fall zu sein, wenn dafür die Weitergabe detaillierter Informationen vonnöten ist („es ist nur schwierig bei genau“).

Im Bereich des Straßenverkehrs berichteten die Jugendlichen mehrheitlich, dass sie durch das Blaulicht von Einsatzfahrzeugen ausreichend vorgewarnt wären, auch, wenn sie das Folgetonhorn nicht hören könnten. Wartezeiten in öffentlichen Verkehrsmitteln wurden einstimmig als irrelevant kommentiert; vor allem Teilnehmer, die entsprechende Durchsagen nicht hören können, äußerten sich dazu lediglich in der Form, dass sie durch die fehlende auditive Information ohnehin nur in Ruhe abwarten könnten.

Die aktive Teilnahme am Straßenverkehr als Auto-, Motorrad- oder Fahrradfahrer erwies sich als ein Thema, das mehrere Teilnehmer bewegte.

D: Sie hätte einen Traum gehabt, dass sie einmal Motorrad fährt, aber... das ist... weil der Wind so schön ist. weil sie ist schon ein paar Mal mitgefahren. Aber das geht nicht wirklich, weil sie denkt, dass es zu gefährlich ist. Und Auto, das weiß sie noch nicht, ob sie das macht (= Anmerkung: gemeint ist der Führerschein), da muss sie erst überlegen.

I: Weswegen zu gefährlich?

T gebärdet

D: Ja, weil sie nicht hört. Es ist die Gehörlosigkeit – ja. Sie sagt auch, weil sie mit dem Gleichgewicht Probleme hat. Das ist eine Sache der Gehörlosen.

I: Ist das jetzt der Grund, weswegen Du nicht mit dem Fahrrad fährst?

T gebärdet

D: Ja.

Die aktive Teilnahme am Straßenverkehr als Lenker eines Fahrzeuges wurde von einem Großteil der Teilnehmer als „gefährlich“ eingestuft. Die meisten bezogen sich dabei jedoch klar auf ihr Hördefizit und dass sie daher nahende Gefahrenquellen zu spät wahrnehmen könnten denn auf motorische Schwierigkeiten.

7.2.3. Informationsbeschaffung

Lediglich drei der Interviewpartner gaben an, relativ selbständig auf Informationssuche gehen zu können. Gerne wird hierzu das Internet zu Hilfe genommen („*am Computer schauen*“). Einerseits ist es im World Wide Web möglich, unkompliziert an weiterführende Erklärungen zu gelangen – auch, wenn die Erstinformation manchmal sprachlich nicht verstanden wurde („*wählen und schauen*“). Ein Teilnehmer verwies außerdem auf den Vorteil, dass viele Informationen auch auf Englisch verfügbar wären. Sprachlich wäre dies für einen Gehörlosen leichter zu erfassen, es setzt jedoch einen entsprechenden Bildungsgrad dieser Fremdsprache voraus und somit auch schon ein höheres Jugendalter.

Bei Büchern und Zeitschriften wurde angemerkt, dass diese für Gehörlose oft in nur schwer verständlichem Deutsch verfasst wären. Auch TV-Ausstrahlungen wie beispielsweise Nachrichten werden eher selten konsumiert. Selbst die Sendungen, die simultan in Gebärdensprache ausgestrahlt werden, wurden von zwei der Teilnehmer kritisiert, da die Abfolge der Gebärden viel zu schnell erfolge, um sie erfassen zu können. Speziell die Gebärdung von Eigennamen und ungewöhnlichen oder seltenen Gebärden wurde kritisch erwähnt.

D: Er sagt, der Gehörlose weiß ja das nicht, wie die wirklich heissen, das wird zu schnell gemacht, dass man da nicht... dass man das nicht mitbekommt.

De facto werden also manche Sendungen zwar simultan gebärdet, was aber nicht immer verstanden werden kann. Wenn man spezielle Eigennamen oder seltene Gebärden nicht kennt, ist es schwierig, dem Inhalt eines Berichtes darüber zu folgen. Die übliche kurze Dauer einer Nachrichtenberichterstattung trägt dazu noch weiter bei.

7.2.4. Bildung und Ausbildung

Der sprachliche Unterschied zwischen ÖGS und Deutsch erweist sich für viele Gehörlose als Schwierigkeit bei der Informationsbeschaffung. Dies erstreckt sich auch auf den Bildungsbereich und beeinflusst somit auch die weitere Lebensplanung (auf diese wird später in einem eigenen Kapitel näher eingegangen).

Für eine gehörlose Person ist es oft schwierig, einem Text zu folgen, der sich der allgemein bekannten deutschen Grammatik und einer vielfältigen, abwechslungsreichen Wortwahl bedient.

I: Wie ist das denn dann eigentlich, wenn du jetzt zum Beispiel ein Buch liest oder so, sind denn dann viele Worte dabei, die Du nicht kennst, oder sind das dann Worte, die du schon kennst, aber für die es halt keine Gebärde gibt?

T gebärdet

D: Ja also Buch liest sie eigentlich nicht wirklich, weil es ist viel, das sie nicht versteht.

(Anmerkung: diese Frage wurde zur Thematik der Berufswahl gestellt)

Die Schwierigkeit bezieht sich also offensichtlich nicht nur darauf, ein Wort nicht gebärden zu können, da es dafür keine Gebärde gibt oder man diese selbst nicht kennt. Vielmehr scheint das Hindernis darin zu liegen, dass dem Gehörlosen der Begriff selbst unbekannt ist. Diese Schilderung deckt sich auch mit den bereits erwähnten Erkenntnissen aus der Literatur.

Die Notwendigkeit der Hilfestellung durch Hörende und die daraus resultierende Abhängigkeit wurde folgendermaßen kommentiert:

D: Nein also wenn er hörend dann würde er schon studieren gehen oder so, aber jetzt ist es einfach zu schwer zu verstehen. [...]. Er braucht einfach viele Hilfe.

(Anmerkung: der Teilnehmer hatte sich stattdessen für einen Lehrberuf entschieden, da diese Ausbildung gebärdensprachlich begleitet wird)

Auch die Kommunikation mit normalhörenden Mitschülern wird als problematisch beschrieben:

D: Die Sache ist, dass man sich bei Gehörlosen mit Gebärde verständigen kann. Da müssten faktisch die anderen alle, wenn man in einer Klasse mit Hörenden ist... fehlt wahrscheinlich die Worte fehlen... fehlen, dass man das auf Papier alles macht, und das nimmt sehr viel Zeit weg. Also den Gehörlosen fehlt der Wortschatz.

[...]

D: Bei den Gehörlosen ist es so, dass sie sich eben wirklich unterhalten können. Das fällt in so einer Integrationsklasse... ja... Integrationsklasse fällt das weg. Also das heisst sie kann sich halt mit den anderen nicht wirklich unterhalten. Das heisst die Gehörlosen bleiben in diesen Klassen, wie sie gehört hat, sie kennt ja auch Kinder, die in diesen Integrationsklassen sind, unter sich.

I: Das heisst, da ist dann trotz Integrationsklasse ist dann da eine Trennung, versteh ich das richtig?

D: Ja... da gibts einen andren Lehrer auch noch. Da gibt's ja einen Lehrer für Gehörlose, der übersetzt das dann, den Gehörlosen, was unterrichtet wird, und wieder nur den Gehörlosen. Der ist mit den Gehörlosen beschäftigt, und der andere Lehrer ist für die Hörenden da.

7.2.5. Bewusste psychische Aspekte

Bewusste psychische Aspekte wurden nicht im erwartenden Maße beziehungsweise nicht in der zu erwartenden Bandbreite angesprochen. Allerdings wurde das Gefühl, von den Hörenden ausgeschlossen zu sein und von ihnen sogar geringgeschätzt zu werden, mehrmals benannt.

D: Logopädie müssen alle machen. Also sie kennt niemanden, der das nicht gehabt hat. Aber sie braucht das nicht, sie spricht nicht.

I: Warum sprichst Du nicht?

T gebärdet

D: Erstens ist sprechen anstrengend, sie kann auch nicht so gut artikulieren... also das kann sie nicht so. Und ja... viele Leute schauen auch dumm, wenn man spricht.

(Anmerkung: Das Mädchen gebärdet ausschließlich stumm)

Auch ein anderer Interviewpartner erwähnte die Problematik dessen, von Normalhörenden das Gefühl der Geringschätzung vermittelt zu bekommen:

I: Ok. Aber prinzipiell... habe ich das richtig verstanden, dass eigentlich immer diese Berührungspunkte zwischen Gehörlosen und Hörenden schwierig sind?

T gebärdet

D: Also ich hab ihn jetzt extra ganz deutlich gefragt, damit Du das auch nachvollziehen kannst... also gehörlos und gehörlos passt, und gehörlos und nicht gehörlos, also hörend, passt nicht.

I: Ok.

T gebärdet

D: Wo hast Du Probleme mit Hörenden?

T gebärdet

D: Sie haben andere Probleme, also die sind mit Gehörlosenproblemen nicht vergleichbar.

T gebärdet

D: Ja eben... ja, jetzt weiß ich... er meint jetzt Folgendes: der Hörende glaubt, weil der Gehörlose nicht versteht, er ist dumm.

T: Ja.

I: Ok.

D: Das ist das Problem.

In diesen beiden Beispielen bezogen sich das „dumm schauen“ auf die von Gehörlosen geäußerten Sprachlaute beziehungsweise das „für dumm gehalten werden“ auf das Nichtverstehen der deutschen Lautsprache. Andere Gesprächspartner thematisierten jedoch auch die Reaktion von Normalhörenden auf die Verwendung von ÖGS:

T: Also mein Ziel ist, dass die Hörenden auch Gebärdensprache können und das ist auch unsere Ziel, dass die schon die Volksschüler Gebärdensprache ÖGS lernt Sprachen. Warum gibt's Englisch, Deutsch, ÖGS. Weil damit sie auch einfach verstehen was ist ÖGS weil bis jetzt wissen nicht alle. Weil zum Beispiel wenn er schreibt und alle schreien dann „lern deutsch“. Das ist ÖGS Sprache deshalb weiß niemand was ist ÖGS und besser am besten wär wenn in Volksschule schon lernt am frühesten.

Ein anderer Teilnehmer wiederum äußerte sich kritisch zu dem Vorschlag, dass Hörende ebenfalls ÖGS lernen sollten. Hier erschien der Wunsch nach der vertrauten Gehörlosenkultur als dominanter:

D: Hast Du eine Idee, wie man das anders machen kann?

I: Alle Hörende in einen Kurs für Gebärdensprache schicken?

T gebärdet

D: Nein, also das möchte er jetzt auch nicht

T gebärdet

D: Ja, das stimmt. Gehörlose sind wichtig, und sie haben ihre eigene Sprache, und das ist auch wichtig.

Interessant war außerdem die Empfindung der Ungerechtigkeit in Integrationsklassen. Dort erhalten Gehörlose, um den Lernstoff besser umsetzen zu können, mitunter eigene Förderstunden, was jedoch nicht immer auf Gegenliebe stößt:

T: Gibt Stundenplan, Hörende fahren einfach schon früher nach Hause und Gehörlose muss noch dableiben. Das ist unfair! Dann ärgert die Gehörlosen. Warum Hörende dürfen viel früher nach Hause? Wir müssen noch bis fünf Uhr bleiben und die können schon um ein Uhr nach Hause fahren. Das ist nicht freundlich. Und das war auch nicht sehr einfach. Wir müssen immer aushalten und aushalten. [...] Stundenplan muss gleich bleiben für Hörende und Gehörlose. Gleich zusammen bleiben. Solange Unterricht Ende. Einfach gleich bleiben.

Der Wunsch nach einer Gleichbehandlung über alle Handicaps hinweg scheint für diesen Teilnehmer ein sehr absoluter zu sein. Die Definition derselben untersteht offenbar der Maxime desselben Zeitaufwands für jedermann, unabhängig vom Lerninhalt, der den Schülern in diesem Zeitrahmen beigebracht werden soll. Das Ziel der Gerechtigkeit scheint in die-

sem Fall höher zu stehen als das der objektiven Inhaltsvermittlung und individuellen Förderung.

7.2.6. Zukunftsplanung

Die durch die Behinderung eingeschränkte Berufswahl und Ausbildungsmöglichkeiten wurden von mehreren Gesprächsteilnehmern thematisiert. Großteils war auch in diesem Bereich wieder eine gewisse Pragmatik zu bemerken:

D: Was möchtest Du später...?

T gebärdet

D: Also er wollte ursprünglich Polizist werden, Polizist, aber kann nicht werden, weil er gehörlos ist. Und jetzt hat die Mama gesagt, das geht nicht, Du musst Dir einen anderen Beruf suchen. Und jetzt hast Du ihn gefunden und Du möchtest Bauer werden.

Auch der Berufswunsch der nächsten Gesprächspartnerin musste aufgrund ihres Handicaps letztendlich einem anderen Ausbildungsweg weichen:

I: Bist Du denn jetzt an einer Schule oder machst Du grad eine Ausbildung oder gehst Du schon arbeiten?

T gebärdet

D: Sie ist in einem Vorbereitungsjahr und macht nachher... möchte sie Büro machen.

I: Wenn Du hören würdest, hättest Du dich für einen anderen Beruf entschieden, oder gefällt Dir Büro so gut, dass Du glaubst, dass Du das auch als Hörende hättest machen wollen, dass das nichts ändern würde?

T gebärdet

D: Ja, vielleicht Friseurin.

I: Und warum jetzt nicht Friseurin?

T gebärdet

D: Ja, sie kann mit den Leuten nicht reden. Als Friseurin muss man reden.

I: Wie die die Haare wollen oder so oder wie?

T gebärdet

*D: Nein, **man spricht** beim Friseur.*

Im Interview zeigte sich das Mädchen dennoch zufrieden mit ihrer Situation und akzeptierte, ihren ursprünglichen Berufswunsch nicht ausüben zu können. Sie schien sich darüber aktuell keine weiteren Gedanken mehr zu machen. Diese Haltung war beim Großteil der Teilnehmer zu erkennen, die aufgrund der Hörbehinderung einen anderen Beruf ergreifen mussten, als es ihrem eigentlichen Wunsch entsprach.

Einzig ein Gesprächspartner wollte sich mit den Einschränkungen nicht zufriedengeben:

T: Aber nur einzige was Problem ist war mein Traumjob Beruf als Polizei aber Problem ich darf nicht ja weil muss man Bundesheer hingehen aber ich darf auch nicht Bundesheer hingehen.

I: Achso, ok. Trotz CI?

T: Aber trotzdem ich werde versuchen darauf zu kämpfen. Warum sollte ein Verbot geben, es gibt so viele Gehörlosen, die in Wien leben oder auf der ganze Österreich, das macht auch kein Unterschied, man muss einfach schauen wie schaut Zukunft aus.

I: Und wie glaubst Du, könntest Du das schaffen, wenn Du sagst Du willst drum kämpfen?

T: Also ... könnte auch fragen ob ich freiwillig hingehen zum Bundesheer und dann, wenn ich so gemacht hab, kann ich vielleicht probieren Nachweise, vielleicht könnte man schon schaffen.

(Anmerkung: es handelt sich um einen weiteren Teilnehmer, der ebenfalls Polizist werden wollte. Die beiden Zitate zum Berufswunsch des Polizisten stammen daher aus zwei verschiedenen Interviews.)

Der Bereich der Partnerwahl und Familienplanung wurde hauptsächlich mit einem gewissen Pragmatismus kommentiert, wenn auch mit unterschiedlichen Meinungen, die sich jedoch die Waage hielten. Einerseits gab es sowohl den Wunsch nach einer hörenden Familie, um durch diese letztendlich auch Unterstützung im Alltag zu erfahren, beispielsweise bei Behördengängen. Andere Teilnehmer wiederum wünschten sich einen gehörlosen Partner, da dies die Kommunikation zu Hause deutlich erleichtern würde.

Manche Gesprächsteilnehmer äußerten zwar ihren starken Willen, sich eine schöne Zukunft zu erschaffen, gaben aber auch klar zu verstehen, dass sie noch mit dem einen oder anderen Hindernis rechnen würden:

T: Es ist aber ein sehr steiniger Weg. Das ist harter Weg.

Diese Grundhaltung war jedoch sehr allgemein gehalten und bezog sich vorwiegend auf Reflexionen von bisher Erlebtem. Viele zeigten sich in Bezug auf ihr allgemeines persönliches Empfinden ihrer Zukunft gegenüber relativ neutral.

Es gab jedoch auch Teilnehmer, die voller Optimismus in die Zukunft blickten:

D: Also er vertraut jetzt darauf, dass die Medizin weitergeht, dass man Hörgeräte bekommt wo er dann wirklich super hören kann, ja. Und wenn er größer ist und immer anders anders dann wird er einmal super hören.

Die Thematik der sich weiter entwickelnden Medizintechnik und der damit verbundenen Verbesserungen für Gehörlose wurde von mehreren Interviewteilnehmern aufgegriffen.

7.3. Das Phänomen der Universalsprache

Von den insgesamt neun Teilnehmern führten fünf die ÖGS als ihre Muttersprache an. Einmal wurde deutsch und einmal türkisch angeführt; zwei der Gesprächspartner konnten diese Frage nicht beantworten.

Auch auf die Frage, ob beziehungsweise in welcher Sprache sie denken und träumen würden, wurde ähnlich geantwortet. Wiederum zwei wussten darauf keine Antwort, bei den anderen Interviewteilnehmern hielten sich deutsch, ÖGS sowie die Antwort „in Bildern“ mit ebenfalls jeweils zwei Äußerungen die Waage. Eine Teilnehmerin gab hierzu an, dass ihre Träume und Gedanken in Pantomime dargestellt wären.

Hervorgestochen ist in den Gesprächen, dass ein Drittel, also drei der Interviewpartner entweder den persönlichen Lebensplan für ihre weitere Zukunft oder alternativ dazu bereits ihre jetzige Lebenswirklichkeit auf der Idee einer Universalsprache aufbauen. Das Festhalten an dieser Idee zeigte sich unabhängig davon, wie realistisch die Umsetzung tatsächlich sein mag. Auch die Funktion dieser Idee als alles überbrückende Kommunikationsmöglichkeit wurde von den Teilnehmern unterschiedlich bewusst erlebt.

Die Definitionen dieser Universalsprachen, die alle Hindernisse überwinden, basiert auf drei sehr unterschiedlichen Zugängen, die nun in den einzelnen Kapiteln erläutert werden sollen.

7.3.1. Pantomime als *lingua franca*

Eine Gesprächspartnerin berichtete über den für sie den Alltag sehr prägenden Zugang zur Pantomime. Sie definierte dies folgendermaßen:

I: Hilft dir denn die Pantomime auch, wenn du dich mit Hörenden verständigst?

T gebärdet

D: Ja, das ist eine Verbindungssprache zwischen Gehörlosen und Hörenden. Auch Hörende verstehen Pantomime. Weil man damit Gefühle ausdrücken kann. Und, ja, Gefühle... oder... Körpersprache. Körpersprache ist total wichtig.

Pantomime scheint also das passende Verbindungsglied zu sein, wenn die Differenzen zwischen der deutschen Sprache und der Österreichischen Gebärdensprache als unüberbrückbar erscheinen. Hier stellt sich die Frage nach einer entsprechenden Brücke, um die Kluft zu überwinden. In welcher Sprache spricht der Gehörlose, in welcher der Hörende, und wie kann man die eigene Sprache dem Gegenüber näherbringen?

Sowohl im internationalen Sprachunterricht als auch in vielen alltäglichen Situationen überall auf dieser Welt bedient man sich hierbei oft einer Sprache, die dann von beiden Seiten verstanden wird. Ein Österreicher, der eine Reise nach Peru antritt, jedoch kein Spanisch spricht, wird wahrscheinlich versuchen, sich mittels der englischen Sprache verständlich zu machen. Englisch dient in diesem Fall als eine sogenannte *lingua franca*. Die UNESCO definiert eine *lingua franca* als „a language which is used habitually by people whose mother tongues are different in order to facilitate communication between them“. (Unesco, 1958, S. 46)

Die Verwendung einer *lingua franca* ist jedoch nur dann möglich, wenn beide Gesprächspartner dieser auch mächtig sind.

Pantomime wird allgemein definiert als „darstellende Kunst, die nur mit Mimik und Gestik arbeitet“. (Baetz et al., 2010, S. 657) Pantomime hat sich also aus der Körpersprache entwickelt, die von jedem Menschen verstanden werden kann, unabhängig von der verbalen Sprache, die er spricht. Bei Pantomime fällt also das Erlernen weg, was sie zur allumfassenden Universalsprache erhebt:

D: Pantomime ist überhaupt eine Sprache, die alle verstehen.

[...]

D: Bei ihr ist es ganz anders, weil in der Theatergruppe sind praktisch nur Hörende. Und sie hat kein Problem dadurch, weil sie Pantomimin ist. Sie sagt ja Pantomime ist eine Sprache, das ist international.

[...]

D: Ja, man kann so viel ausdrücken, auch im Inneren. Was im Inneren des Menschen vorgeht, kann man ausdrücken, also man braucht keine Sprache.

Die Eigenschaft der Pantomime als universell verstandene Sprache wurde von der Gesprächspartnerin bereits in früher Kindheit erfahren:

D: Sie hat im Kindergarten... Beispiel... Beispiel... im Kindergarten hat sie Pantomime gelernt... also nicht Pantomime sondern Theater gemacht. Das war ihre Grundlage. Sie hat sich mit Hörenden verständigt aufgrund ihrer Bewegungen, ihrer Mimik.

Durch die Qualität der Pantomime als lingua franca erwuchs in den Augen der Gesprächspartnerin gleichzeitig auch eine Aufgabe:

D: Das ist die Welt der Gehörlosen. Er sagt etwas, aber keiner versteht ihn. Und es ist die Aufgabe eben der Pantomimen, es soweit zu bringen, dass man sie versteht.

Pantomime stellte für das Mädchen offensichtlich nicht nur einen Weg der Verständigung dar, sondern eine Lebenseinstellung. Für sie ist dies untrennbar damit verbunden, sich über diese Universalsprache so vielen Menschen wie möglich mitzuteilen.

D: Also sie möchte halt um die ganz Welt gehen... das ist so eine Art Sendeauftrag... und berühmt werden, insofern berühmt, ja, dass man vielleicht die Menschen in einer Sprache, die universell ist... der Welt in einer Sprache, die universell ist, etwas mitteilen kann. Stimmt's jetzt, oder? Ja. Stimmt jetzt. Die das ganze Universum versteht. Du brauchst keine Sprache. Das hat sie jetzt ein paar Mal gesagt. Du brauchst eigentlich keine Sprache, wenn du einen Körper hast.

Dabei geht der Sendeauftrag jedoch über das Thema der Gehörlosigkeit hinaus. Die Pantomime wird hier also nicht mehr nur als lingua franca für eine bessere Verständigung zwischen Gehörlosen und Hörenden angesehen, sondern zwischen allen Menschen dieser Erde, unabhängig von deren Lebenshintergrund. („Weil man hat... der Mensch... den Menschen immer etwas zu sagen“) Die Themen, die sie transportieren soll, tragen den aktuellen Zeitgeist unabhängig jeglicher Hörbehinderung in sich.

D: Am besten auf der ganzen Welt, weil sie hat viel zu erzählen, aber in Pantomime.

I: Und was will sie erzählen?

T gebärdet

D: Ja über alles. Es gibt so viele Themen, die man erzählen kann, oder Themen, die man aufbereiten muss. Macht keinen Krieg oder... ja eben einfach alles.

[...]

D: Weil wenn man das Glück hat, berühmt zu werden, kann man sehr viel erreichen. Sie denkt jetzt an Naturschutzprojekte, die schon manche Schauspieler gemacht haben, oder Projekte für die Dritte Welt.

Auffallend war die Weltoffenheit, die von der Lebenswelt der Pantomime offenbar für das Mädchen ausging. Diese Offenheit war jedoch nicht nur auf die weitere Lebensplanung in ferner Zukunft beschränkt. Der Gesprächspartnerin schien es wichtig, die Selbstverständlichkeit zu betonen, mit der durch den Einsatz der Pantomime Grenzen beinahe wie von selbst fallen würden.

I: Und Deine Freunde, also, also Deine aktuellen Freunde, sind die gehörlos, sind die hörend, sind die gemischt?

T gebärdet

D: Ja also in der Theatergruppe hat sie Freunde, und Gehörlose hat sie Freunde. Also bei ihr sind sie gemischt.

I: Ist das typisch für Pantomimen?

T gebärdet

D: Ja.

Auch die Frage nach ihrem künftigen Wohnort wurde ebenso allumfassend beantwortet:

I: Und wo wirst du dann leben?

T gebärdet

D: Überall.

Als interessant erwies sich das Thema des Pantomimen als geschlechtliche Person. Die Gesprächspartnerin wünschte sich für die Zukunft keinen Partner. Die für sie einzig vorstellbare Lebensgemeinschaft wäre für sie ausschließlich ebenfalls mit einem Pantomimen zu begründen.

I: Bist du dann als Pantomime... bist du dann Mann, bist du dann Frau oder bist du da quasi gar nichts?

T gebärdet

D: Das ist nämlich so, dass man eigentlich geschlechtsneutral ist als Pantomime.

Dem Mädchen war der Status der Universalsprache sehr bewusst. Sie schien sich mit diesem Thema und der Problematik von Kommunikationsschwierigkeiten schon über einen längeren Zeitraum und sehr reflektiert befasst zu haben.

D: Also sie möchte gerne Pantomime machen, deswegen hat sie auch so eine Gesichtsmimik, ist Dir das noch nicht aufgefallen? Also sie möchte einmal, dass du sie immer anschaust. Und sie macht einmal Pantomime, sie wird Schauspielerin... das kann niemand so gut wie ein Gehörloser, weil er einen anderen Zugang zu den Dingen hat.

I: Welchen Zugang hat denn ein Gehörloser dazu?

T gebärdet

D: Ja, also die Sache ist, er hat ja eigentlich die... seine Körpersprache. Sein Körper ist die Sprache. Und dazu gehört in erster Linie Gesicht, Hände, Finger, Körper. Alles sagt etwas aus. Wie sie sich hinsetzt, wie sie sitzt, ja... siehst du, wie sie sich immer anders ausdrückt, wie sie die Hände bewegt. Sie sagt das kann niemand anderer weil der Gehörlose in sich ruht.

I: Und wodurch ruht der Gehörlose in sich?

T gebärdet

D: Durch die verminderten... - zu T: wie meinst Du das jetzt?

T gebärdet

D: Dadurch, dass er so wenig hört, hat er wenig Ablenkung, und dadurch kann er sich auf die innere Stimme oder auf das innere Gefühl konzentrieren. Er lebt mehr in seinem Körper als jemand, der von außen abgelenkt wird.

Durch die Möglichkeit, sich mittels der Pantomime einer Universalsprache zu bedienen, geriet auch die Bedeutung der Gebärdensprache in den Hintergrund.

D: Sie hat die Gebärdensprache und sie hat die Pantomimensprache. Ja... mit der Lautsprache fangt sie ja nichts an, weil die Pantomime viel mehr gibt. Du hast recht, man kann sich in verschiedenen Sprachen super ausdrücken, und am besten kann man sich sicher... sie als Gehörlose mit Pantomime am besten ausdrücken.

Eine Co-Existenz von Lautsprache, Gebärdensprache und Pantomime wurde als nicht sinnvoll erachtet. Die Pantomime ging aus allen Vergleichen als klarer Sieger hervor und erwies sich stets als vorteilhafter. Auch der lautsprachlichen Gebärde wurde eine klare Absage erteilt:

I: Eine Frage hab ich jetzt noch. Du sprichst ohne Lautsprache, also das ist mir aufgefallen...

T gebärdet

D: Ja, ich bin Pantomime.

I: Ok. Also das ist, das ist ganz gezielt auch bei Dir?

T gebärdet: Ja.

[...]

D: Es sprechen viele nicht mit. Ich glaube man konzentriert sich sonst auf Sprache, die nicht gut ist. Man probiert dann, Sprache verständlich zu machen, die nicht gut ist. Wenn ich spreche, hören alle und passen nicht auf, was ich sage. Sie passen nicht auf, was ich Gebärde mache. Sie hören nur gesprochen Wort.

[...]

D: Weil es so viel Missverständnisse. Es gibt so viel Missverständnisse. Man kann sich schlecht ausdrücken... was noch? Ja. Es gibt so viel Missverständnisse. Und das bringt Ärger und Streit und auch Traurigkeit, weil

man glaubt, man kränkt, und man kränkt aber nicht, oder anderer hat falsch verstanden. Oder auch Streit weil falsch verstanden.

Doch auch in der Kommunikation der Gehörlosen untereinander wurden Missverständnisse angesprochen.

I: Zwischen den Hörenden und den Gehörlosen?

T gebärdet

D: Ja. Auch zum Teil zwischen den Gehörlosen.

I: Ähm, das ist jetzt interessant. Welche Verständigungsschwierigkeiten gibt es denn zwischen den Gehörlosen? Also ihr sprecht doch alle Gebärdensprache?

T gebärdet: Ja.

I: Inwiefern gibt es dann Schwierigkeiten?

T gebärdet

D: Ja, also es kommt auf die Mimik an. Es kann sein, dass jemand keine gute Mimik kann. Es kommt dann zu einem Verständigungsproblem. Manche Gebärden sind nicht gleich, sondern nur ähnlich.

Diese Aussage spiegelt einen ausgesprochen reflektierten Zugang der Gesprächspartnerin wieder. Sprache und Verständigung, Kommunikation in vielerlei Formen, mögliche Missverständnisse und deren Konsequenzen scheinen Themen zu sein, mit denen sie sich bereits intensiv befasst hatte.

Von allen Interviews war dies das einzige, in dem Kommunikationsprobleme der Gehörlosen untereinander thematisiert wurden. Die Gebärdensprache schien stets der Schlüssel zur Lösung aller kommunikativen Hürden zu sein. In diesem Gespräch jedoch wurde klar erläutert, dass auch eine vollständige sprachliche Beherrschung der ÖGS nicht automatisch einen umfassenden Austausch ermöglicht. Daher scheint es logisch, nach einer besseren Alternative zu suchen.

Das Konzept der Pantomime mit all ihren Möglichkeiten schien für das Mädchen dermaßen omnipotent zu sein, dass dies sogar den bewussten Wunsch, hörend zu sein, in Frage stellen konnte. Dies ist insofern ausgesprochen bemerkenswert, da von allen anderen Teilnehmern einstimmig erzählt wurde, dass sie definitiv lieber hörend wären – unabhängig von ihrer aktuellen Lebenssituation. Selbst Gesprächspartner, die sich in ihrer gehörlosen Lebenswelt gut zurechtfinden und sich glaubhaft als durchwegs zufrieden bezeichnen, äußerten sich klar in diese Richtung. Umso bemerkenswerter ist es daher, dass für dieses Mädchen tatsächlich ein Lebensentwurf existiert, der den Wunsch nach einem Leben als normalhörende Person zumindest abwartend betrachtet.

I: Fühlst Du dich dadurch privilegiert, weil du gehörlos bist? Also ist das ein Vorteil? Ist das gut, dass du gehörlos bist?

T gebärdet

D: Ja, also wenn du das von der Seite der Pantomime betrachtest, ist es ein Vorteil; wenn Du das jetzt im praktischen Leben betrachtest, ist Gehörlosigkeit auf jeden Fall ein Nachteil.

[...]

I: Wärest du denn eigentlich gerne hörend, insgesamt?

T gebärdet

D: Ja, ich wäre schon gern hörend... ja, das hat 2 Seiten... ich wäre gern hörend, weil man sich besser verständigen kann, und ich wär nicht gern hörend, weil man sich besser mit Pantomime verständigen kann. Wenn ich jetzt hören würde, könnte ich nicht so viel fühlen, ja... weil ich abgelenkt werden würde.

Die Pantomime als Universalsprache erweist sich in diesem Zusammenhang also nicht nur als etwas, was als Sprache lediglich gesprochen werden kann. Vielmehr wurde sie als eine persönliche Identitätsform und Lebensweg beschrieben. Sie wird nicht gesprochen, sie wird gelebt.

7.3.2. Musik als Verbindungsglied

Auch in einem anderen Interview tauchte das Phänomen der alles verbindenden Universalsprache auf. Ein hochgradig hörbehinderter Jugendlicher erzählte über seinen Zugang zur Musik.

Dies mag auf den ersten Blick irritieren, lässt sich jedoch auch durch die Definition der Gehörlosigkeit erklären (siehe entsprechendes Kapitel). Einige hochgradig hörbehinderte Personen verfügen über die Möglichkeit, Musik wahrzunehmen. Je nach Lautstärke ist die bei den meisten aber nur durch die Unterstützung von Hörhilfen möglich. Zumindest aber der Rhythmus eines Musikstückes kann oft als Vibration wahrgenommen werden, gegebenenfalls auch unter Verwendung eines Kopfhörers. Auch andere Jugendliche berichteten in den Interviews darüber. Musik wird auch von Gehörlosen aktiv in der Freizeitgestaltung eingesetzt, wenn sie beispielsweise Mitglied einer Tanz- und Rhythmikgruppe sind. Für viele ist es aber erstlinig ein Begleiteffekt bei der Konsumation von TV-Filmen oder beim Computerspielen.

Bei einem Teilnehmer erwies sich die Dominanz von Musik jedoch als besonders auffallend und nahm einen weit größeren Stellenwert als lediglich einen Nebeneffekt der Freizeitgestaltung im Alltag ein. Der Gesprächspartner erzählte von seinem Leben als aktiver DJ und seinem persönlichen Zugang zur Musik, über die er sich klar definierte.

T: Aber trotzdem bin ich auch manchmal am Samstag in (Ortsname), feier mit hörenden Freunden, oder auflegen oder DJ-ing.

Im Duden wird der DJ oder Diskjockey als „jemand, der [besonders in Diskotheken] einem Publikum Musiktitel auswählt und präsentiert“, beschrieben. (Bibliographisches Institut GmbH, 2012) Die Tätigkeit als Diskjockey kristallisierte sich zwar im Laufe des Gesprächs als die dominanteste Variante heraus, die dem Teilnehmer ermöglichte, *Musik zu leben*. Dennoch

war klar zu erkennen, dass Musik viele seiner Lebensbereiche vollkommen durchdrungen hatte und eine ausgesprochen dominante Rolle in seiner Freizeitgestaltung spielt:

I: Und welcher Musikstil gefällt Dir?

T: Also so Drum 'n' Bass, also Drum 'n' Bass, also ich mache auch Grunge, also Grunge... in einer Band bin ich, spiel ich kein Instrument... kann zwar trommeln, hab spielen gelernt Maultrommel, Didgeridoo, aber nicht wirklich... also Manager nur, also ein Mädchen für alles... also wir machen in meiner Band so Rock, Grunge... so wie Grunge ist... so wie Nirvana, Curt Cobain sowas.

Zusammenfassend dürfte also vor allem der Aspekt, Musik sowohl als DJ als auch als Manager einer Band zu anderen Menschen zu bringen, im Vordergrund stehen. Hierbei dürfte der Fokus vor allem auf dem gemeinsamen Erleben eines Konzertes beziehungsweise Auftrittes liegen:

I: Und wie bist du dazu gekommen?

T: Musik?

I: Ja.

T: Ja weil wenn ich auf Party bin, geb ich die Hörgeräte raus, weil ich sozusagen schon aber nicht so wirklich... aber ich spür's mehr. Und ich mach.... Ich kann einfach ohne Musik gar nicht leben. Weil Musik steckt einfach in mir drinnen. Weil ich möchte mein Leben nur mit Musik arbeiten, indem ich Auftritte mache, auflege und solche Sachen. Auf der Bühne muss ich sein.

[...]

I: Gibt's denn für Dich noch irgendwelche Träume und Wünsche, wo Du sagst, die hast Du für jetzt oder die hast Du für später?

T: Ja. Auflegen. Da unten warten tausend Leute... also ich möchte beim DJ-ing in Recording reinkommen... also da gibt's verschiedene Recordings [...] aber das sind nur die Top-DJ, die auch selbst Musik produzie-

ren. Das mach ich eben auch aber noch mehr... in nur einem blöden Programm, brauche bessere... und die legen dann... jaja Du legst morgen am Abend in Spanien auf für 120.000 Euro. Und das war's. Und du legst am... nach vier Tagen legst du bitte in New York auf für 120 000 Euro so. Das wird geil.

I: Und das wär auch so das Leben, was Du dir auch wirklich vorstellen könntest, also heute hier und morgen ganz woanders?

T: Ja. Also ich möchte einfach um die Welt sein. Ich möchte nicht immer in Österreich sein. Ich muss einfach die Welt auch erkundigen.

Die Musik wird in diesem Zusammenhang also als etwas definiert, das die Menschen überall auf dieser Welt zusammenbringt, unabhängig von deren Sprachen und Behinderungen. Musik wird als machtvolleres Heilmittel, als verbindendes Element wahrgenommen, für das keine Grenzen existieren, weder im Makro- noch im Mikrokosmos:

T: Na weil früher war ich in der Hauptschule in (Ortsname) eben, da ist man nur so gemobbt worden und so, weil ich so schlecht höre. Und dann hat die Musik mir eben irgendwie geholfen. Und das ist einfach nur stecken geblieben und das hat sich so entwickelt, dass ich immer mehr Musik hören muss und dann bin ich DJ geworden und so.

Der bewusste Erstzugang zur Musik erfolgte also als helfendes und tröstendes Element in einem Mobbingverlauf aufgrund der Hörbehinderung. Dieses Erlebnis kann als ausgesprochen prägend für den Jungen angesehen werden. Interessant war jedoch auch in diesem Zusammenhang, dass er sich überzeugt davon zeigte, dass Musik auch dann sein Leben bestimmen würde, wenn er normalhörend wäre.

Die absolute Dominanz bewirkt, dass die Musik scheinbar über alles andere gestellt wird:

I: Würdest Du dir denn eigentlich wünschen... oder hättest Du dir damals gewünscht, dass du früher nach (Name der jetzigen Schule) gekommen wärst, dass Dir vielleicht manche Erlebnisse erspart geblieben wären? Oder denkst Du dir jetzt insgesamt vielleicht, das war vielleicht trotz allem auch ganz gut, dass ich das auch erfahren hab?

T: Na eigentlich wärs schon besser, wenn ich gleich dahergekommen wär. Da hätt ich schneller schon Freunde gehabt... da hätt ich schon längst schon Freunde gehabt, da hätt ich schon längst mehr Erfahrungen noch... da wärs eigentlich besser weil weil zum Beispiel wie ich nach (Ortsname) gekommen bin, da war mir alles neu mit andre Musik zum Beispiel wie Techno, wie Drum 'n' Bass... wenn ich da schon früher gehabt, da wär ich noch viel weiter gewesen. Da wär ich noch viel weiter gewesen.

I: Also dass Dir da quasi einfach auch ein bissl Zeit verloren gegangen ist?

T: Genau, ja, also ich denk mir eigentlich... die [...] Jahre waren eigentlich nur Zeitverschwendung.

Die verschwendete Zeit wird also vorwiegend auf den musikalischen Bereich fokussiert und nicht, wie man vielleicht vermuten könnte, beispielsweise auf den schulischen Bereich und den Lernstoff, den der Junge durch die mangelnde Förderung in der Vergangenheit erst mühsam nachholen musste.

Wie auch im vorigen Kapitel scheint der Wunsch nach einer Universal-sprache dermaßen drängend zu sein, dass sie alles andere weit in den Schatten stellt. Das Konzept von Musik als Verbindung zwischen den Menschen scheint für diesen Jugendlichen ein probater Weg geworden zu sein.

7.3.3. Das Leben als Android

Ein vollkommen anders gelagertes Konzept wiederum wurde von einem weiteren Gesprächspartner präsentiert. Um dieses Phänomen in aller Dichtheit erfassen zu können, wurden mit dem Jugendlichen insgesamt zwei Interviews geführt.

Auch hier stand die verbindende Eigenschaft im Vordergrund und die durch Behinderungen und Krankheiten gesetzten Einschränkungen wurden außer Kraft gesetzt. Im Unterschied zur Pantomime und zur Musik beinhaltet dieses Konzept jedoch erstlinig eine Vorbereitung auf die Zukunft und kann derzeit noch nicht real umgesetzt werden.

I: Gibt's irgendwelche Träume oder Wünsche – für jetzt oder später?

T gebärdet

D: Android... möchtest Du werden? Im nächsten Leben? Android. Jaja, ich weiß schon, was das ist. Er möchte im nächsten Leben ein Android werden.

Die anderen Interviewteilnehmer haben an dieser Stelle meistens mit einem konkreten Berufswunsch geantwortet, oder ihre Wünsche für ein erfülltes Privatleben geäußert. Das eher unerwartete Konzept des Leben als Android wurde vordergründig mit dem Wunsch nach Unsterblichkeit begründet:

D: Warum möchtest Du Android werden?

T gebärdet

D: Ahso... ahja... ok... ja jetzt versteh ichs. Seine Motivation ist, dass der Mensch, was weiss ich, 80 bis 90 Jahre alt wird, also nicht so alt... er kann nicht so lang leben wie ein Android, weil das hab ich jetzt... er hat das falsch dann geschrieben. Er lebt 2000 bis 2500 Jahre bis unendlich.

Das Thema der Unsterblichkeit und der Freude darüber wurde mehrmals vom Gesprächspartner erwähnt - ebenso wie die Angst vor dem Tod, die er als Mensch hätte, würde er kein Android werden.

Der Android wird als vollkommen gesund beschrieben, der maximal von leichten Erkältungen geplagt wird, die er jedoch selbst heilen kann. Die Hilfe eines Arztes oder Technikers ist hierzu nicht erforderlich. Bei einem Unfall erleidet der Android allerdings einen Gedächtnisverlust alles Wissens, das er als Android gelernt hat. Lediglich das Gedächtnis seines menschlichen Vorlebens bleibt erhalten. Er kann sein Wissen jedoch wieder neu erlangen. Auf die Bedeutung sowie die Art und Weise der Wissenserlangung wird später noch genauer eingegangen.

Die allgemeine Definition eines Androiden beruht auf einer „menschenähnlichen Maschine; künstlicher Mensch (besonders im Science-Fiction-Bereich)“ (Baetz et al., 2010, S. 37). Diese Definition wurde auch im Konzept des Jungen als zugrunde liegendes Grundprinzip angewandt.

Die Entstehung des Androiden ist laut seiner Vorstellung mit einer Metamorphose des Menschen verbunden. Der Mensch lebt, altert und stirbt in etwa zwischen 80 und 90 Jahren. In dem Moment, in dem er stirbt, entsteht ein neuer Android, der das Wissen, das Gedächtnis und die Persönlichkeit dieses Menschen zur Gänze übernimmt.

D: Aha, Du fühlst, Du bist jetzt Android, Du bist jetzt (Name des Teilnehmers). Android (Name des Teilnehmers) ist aufgewacht. Und Du fühlst dich stark, nicht schwach, nicht krank, es tut dir nichts weh und Du fühlst dich gut.

T: Ja.

Dem Androiden ist also bewusst, aus welchem Menschen er entstanden ist. Er besucht auch die Orte seiner menschlichen Vergangenheit und er-

kennt einen anderen Androiden, dem er bereits in seinem Leben als Mensch begegnet ist.

Das Erlebnis der Androidwerdung wurde vom Gesprächsteilnehmer ohne Einschränkung als durchwegs positiv beschrieben:

I: Und gibt's denn auch Nachteile, wenn man jetzt Android ist? Also was, wo man sagen kann, na auf das freu ich mich jetzt wieder weniger?

D: Ist irgendwas ein bisschen schlecht?

T gebärdet: Nein.

D: Also keinen Nachteil. Ist alles gut. Es ist nur super super super.

Eine Metamorphose wird generell als „Umbildung [...] zu besonderen Aufgaben“ oder als „Entwicklung [...] durch verschiedene Formen hindurch“ (ebda, S. 582). Die androide Welt des Jugendlichen vereinte beide Definitionen in sich, sowohl die körperliche Umbildung des Menschen als auch eine spezielle Rolle in der Gesellschaft.

Bereits der Mensch hat die Aufgabe, so viel wie möglich zu lernen; so können lediglich ausgesprochen kluge Menschen zum Androiden werden. Das Thema des lebenslangen Lernens bleibt auch für den Androiden bestehen. Je mehr er lernt und weiß, umso länger wird er leben. Die klügsten von ihnen erlangen durch ihr Wissen letztlich Unsterblichkeit. Wie sich jedoch der Tod darstellt für diejenigen Androiden, die aufgrund ihrer kognitiven Stagnation eines Tages sterben müssen, konnte nicht beantwortet werden.

Durch ihr enormes Wissen haben die Androiden einen besonderen Platz in der menschlichen Gesellschaft eingenommen. Dazu ist generell zu bemerken, dass sich die Welt im Großen und Ganzen zur Zeit der Entstehung der Androiden nicht sehr von unserer jetzigen unterscheidet. Es gibt also nach wie vor Menschen, die auch den Großteil der Gesellschaft dar-

stellen, und nur etwa 1000 Androiden weltweit. Die Androiden gehen auch einer normalen Erwerbstätigkeit nach und erhalten dafür genau wie die Menschen ihr Gehalt. Die soziale Rolle ist jedoch besonders hervorzuheben:

D: Die Androiden sind sehr viel gescheit. Aber die Androiden führen die Menschen, die helfen ihnen. Also die Androiden führen die Menschheit.

I: Also die sind quasi Anführer? Weil sie soviel wissen?

T gebärdet

D: Ja weil sie so viel wissen, sind so viel gescheit und können den Menschen helfen und sind König Android bei den Menschen und... und befehlen... befehlen die auch den Menschen?

T gebärdet: Nicht möglich.

D: Aber? Wenn sie nicht befehlen?

T gebärdet

D: Du weisst nicht. Aber sie helfen.

I: Und die mögen sich auch gegenseitig, oder...?

T gebärdet: Ja.

D: Ja, weil die Androiden so gescheit sind und die kann man immer fragen. Wenn der Mensch etwas wissen möchte, kann er Android fragen.

Dadurch, dass es weltweit nur etwa 1000 Androiden gibt, lernt jeder alle anderen im Laufe seines androiden Lebens auch kennen und tauscht sich mit ihnen aus. Interessanterweise wurden in den beiden Interviews, die mit dem Teilnehmer durchgeführt wurden, widersprüchliche Aussagen getätigt, ob ein Android normalhörend ist oder auch gehörlos sein kann. Dies entpuppte sich im weiteren Gespräch jedoch als irrelevant, da die Kommunikation der Androiden untereinander ohne verbale Sprache und auch ohne Gebärdensprache abläuft.

Spätestens in diesem Segment wird nun deutlich, dass auch die Vorstellung einer androiden Zukunft auf dem Konzept der Universalsprache basiert:

D: Und er muss nicht sprechen, er überträgt alles von Gehirn zu Gehirn.

I: Und wie funktioniert diese Gehirnübertragung? Brauch ich da ein Kabel oder schauen die sich an?

T gebärdet

D: Von alleine geht das. Ich schau Dich aber an. Schauen. Oder kann auch, wenn ich wegschau? Kann auch? Oder wenn Du weit bist? Mittel, also nicht alles. Du kannst, wenn Du weit fort bist, wirst Du nicht alles übertragen können. Immer wenn Du näher bist, umso besser. Und wenn man sich in die Augen schaut, ist es super.

[...]

D: Und das geht, wenn Du jetzt am Computer sitzt und der andre Android weit fort am Computer sitzt und ihr könnt euch beim Computer in die Augen schauen, dann könnt ihr auch übertragen. Genau.

I: Über den Computer quasi? Das heisst über Video?

T gebärdet

D: Ja, Video. Der hat sein Bild. Sieht er so wie beim Telefonieren... gibt ja auch schon, ja. Er sitzt dort so am Computer, sieht das Foto da und der andre Android auch am Computer... schauen sich an und können das im Gehirn übertragen.

Ein ausgesprochen interessanter Aspekt hierbei ist, dass das Wissen der Androiden untereinander ausgetauscht werden *muss*, jedoch nur unter männlichen. Wie beim Menschen gibt es Männer und Frauen, die Frauen sind jedoch nicht automatisch an der Wissensvermehrung beteiligt. Dies wurde darin begründet, dass weibliche Androiden im Vergleich zu den männlichen nicht so viel Wissen aufnehmen könnten. Festgehalten wurde jedoch auch, dass dieser kognitive Geschlechterunterschied nur bei Androiden und nicht beim Menschen bestehen würde.

Die Androiden sind untereinander in Freundschaft verbunden. Ein tieferes Gefühlsempfinden wie Liebe wäre zwar möglich, aber unüblich:

I: Und hat man als Android... hat man da Freunde, hat man Familie, oder lebt man da alleine?

T gebärdet

D: Also die andren Androiden lernst Du alle kennen, aber Du bleibst trotzdem alleine.

[...]

D: Und Du sagst wenig Gefühl?

T gebärdet

D: Hast Du gesehen im Film. Wenig Gefühl. [...] Warum?

T gebärdet

D: Weil er keine Haut hat. Ah das ist, weil das anders ist... nicht organisch. Ah Du meinst, Hautgefühl hat er wenig. Aber Herz schon?

T gebärdet

D: Kann ein Android? ... möglich, aber er muss nicht. Das heisst Herz... kann Liebe haben. Kann eine Androidenfrau gern haben oder Mann. Ist möglich?

T gebärdet: Ja.

[...]

D: Ah Du bist zu den Frauen Android bist Du freundlich, aber genug. Freundlich, höflich und das ist genug. Und Männer Android sind Deine Freunde. Und mit denen kannst du viel lernen. Und Mädchen können nicht so viel lernen.

Der Fokus liegt hier also wieder klar bei der Hauptaufgabe des Androiden, der Wissensvermehrung. Da sich derselbe Teilnehmer in seinen Angaben zur realen, jetzigen Welt dahingehend geäußert hatte, dass Gehörlose von Hörenden oft für dumm gehalten werden, ist ein entsprechender Zusammenhang naheliegend. Die drahtlose und unkomplizierte androide Kommunikation wird in der Lage sein, die jetzigen Hindernisse zu überwinden und die Schwierigkeiten für den Gehörlosen aufzuheben.

8. Diskussion und Ausblick

Bezüglich der ursprünglich gestellten Forschungsfragen sprechen die Ergebnisse eine klare Sprache. Der eindeutige Fokus der hörbehinderten Jugendlichen liegt in Bezug auf ihren Alltag in einer möglichst reibungslosen Organisation dessen.

Die Einschränkungen durch die Gehörlosigkeit werden zwar wahrgenommen, jedoch nicht im zu erwartenden Ausmaß. Die klare Mehrheit sucht entsprechende Alternativen und gibt an, damit auch zufrieden zu sein.

Erstaunlich war der enorm starke Wunsch nach einer Universalsprache, die weltweit alle Menschen miteinander verbindet, unabhängig von Muttersprache oder Behinderung. Er dürfte auf der Wahrnehmung der Kluft zwischen Hörenden und Gehörlosen basieren, die jedoch sehr individuell ausfällt. Diese Trennung entsteht durch kommunikative Missverständnisse und bewirkt oft Unsicherheit und das Gefühl der Gehörlosen, von den Hörenden gering geschätzt zu werden.

Interessanterweise besteht der Wunsch nach dieser Universalsprache auch dann, wenn vom Teilnehmer selbst diese Trennung nicht bewusst als schwerwiegend empfunden wurde. Angesichts der alles überstrahlenden Dominanz dieses Konzepts kann jedoch davon ausgegangen werden, dass die in diesem Bereich erlebte Prägung den gehörlosen Jugendlichen nachhaltig beeinflusst.

Die Verständigung zwischen Hörenden und Gehörlosen unterliegt vielen Schwierigkeiten, doch auch die Kommunikation der Gehörlosen untereinander wurde durch die vereinfachte Grammatik und das schlank gehaltene Vokabular der Gebärdensprache als missverständlich erlebt. Kommunikation scheint daher für den Gehörlosen allgemein eine Herausforderung zu sein und wird mitunter auch als Belastung wahrgenommen.

Die unterschiedlichen Konzepte der allumfassenden Universalsprache können bei einer isolierten und flüchtigen Betrachtung auch als gedankliche Flucht in eine andere Welt gesehen werden, in der ein hindernisfreies Miteinander existiert. Legt man jedoch den Fokus auf die Gemeinsamkeiten der verschiedenen Konzepte der Universalsprache, werden diese Übereinstimmungen klar als Grundmuster erkennbar.

Für die Zukunft stellt sich die Frage, welche Herangehensweisen diese Isolation der Gehörlosen von den Normalhörenden geringer werden lassen könnte. Die in dieser Arbeit herausgearbeiteten Ergebnisse lassen keinen eindeutigen Schluss zu. Von den Teilnehmern wurden zwar verschiedene Lösungsansätze genannt, jedoch wurden dieselben wiederum von anderen Teilnehmern als nicht hilfreich angesehen. Ein inhaltlicher Konsens war bezüglich einer Lösungsfindung nicht zu erkennen.

Im Bereich der Forschung könnte man daher an den nun vorliegenden Ergebnissen anknüpfen und versuchen, aus künftig gewonnenen Daten Erkenntnisse für eine Implementierung in die Praxis zu finden. Das langfristige Ziel sollte sein, für die nun vorliegende Schlussfolgerung nach dem Wunsch der alles überwindenden Universalsprache einen geeigneten Ansatz für eine realistische Umsetzung zu finden. Vielleicht wäre dann eines Tages dieser Wunsch nicht mehr in der nun gezeigten Dominanz vorhanden, wenn es gelingt, die Missverständnisse im kommunikativen und somit sozialen Miteinander Schritt für Schritt auszudünnen.

9. Epilog

Die Trennung der beiden Welten „gehörlos und hörend“ war ein Aspekt, zu dem sich die Teilnehmer teilweise sehr bewusst äußerten. Einige von ihnen konnten diese Trennung aber für sich selbst nur wenig ausmachen.

Für mich selbst war die Existenz dieser beider Parallelwelten im Laufe der Interviews immer stärker wahrnehmbar. Die Jugendlichen begegneten mir auch außerhalb der eigentlichen Interviews sehr offen und beantworteten geduldig all meine Fragen. Manche ließen mich bereitwillig sogar an einem Teil ihres Alltags teilnehmen. Mit der Zeit schnappte ich sogar einige Brocken an Gebärdensprache auf und konnte so meine Fragen während des nächsten Interviews bruchstückhaft in ÖGS begleiten. Zwar ersetzte dies nicht ansatzweise die Unterstützung durch den Dolmetscherdienst, ich erhielt jedoch von den Teilnehmern stets positive Rückmeldungen dazu, da sie sich freuten, dass sich ein Hörender gezielt und von sich aus ohne speziellen beruflichen Hintergrund mit ihnen beschäftigen möchte.

Eine gezielte Abgrenzung der gehörlosen Jugendlichen den Hörenden gegenüber konnte ich rein verhaltensbezogen zumindest mir gegenüber nicht feststellen. Selbstverständlich war das geschaffene Setting auch kein alltägliches und die Teilnehmer hatten sich freiwillig zu den Gesprächen gemeldet; dennoch erlebte ich sogar im Gegenteil dazu eine weit über die Interviews hinausgehende Bereitschaft des gegenseitigen Austausches.

Viele der Interviews hatten mich stark beeindruckt. Ich konnte die Jugendlichen als kraftvolle, selbstbewusste Persönlichkeiten erleben, die trotz ihres Handicaps eine beinahe unbändige Lebensfreude ausstrahlten und diese auch nach Kräften und mitunter sehr kreativ lebten.

Ganz offensichtlich bin ich selbst in meinen Gedanken tief in die Welt der Gehörlosen eingetaucht. So ereignete sich in der Phase der Durchführung der Interviews eine Situation, in der ich etwas gedankenverloren im Alltag meiner hörenden Welt wie selbstverständlich mit jemandem über eine größere räumliche Distanz gebärden wollte. Zwar hat die Gebärdensprache tatsächlich den unschätzbaren Vorteil, dass man sich durch sie auch über weitere Distanzen gut unterhalten kann, solange der Gesprächspartner noch in ausreichender Sichtweite ist. In dieser beschriebenen Situati-

on hatte ich jedoch skurrilerweise nicht bedacht, dass mein hörender Gesprächspartner keinerlei Gebärde konnte.

Dieses Erlebnis hat mir einerseits gezeigt, dass es enorm wichtig ist, sich als Forscher stets seiner jeweiligen Rolle bewusst zu werden und deren Einhaltung auch permanent proaktiv zu hinterfragen und zu überprüfen. Andererseits könnte genau dieses Eintauchen in die Welt der Teilnehmer die Umsetzung der gelebten Phänomenologie sein.

Trotz Abschluss und Beendigung dieser Arbeit ist mein Wissensdrang noch nicht gestillt. Die nächste Station meiner persönlichen Forschungsreise wird mich wohl in ein Schwimmbad führen:

T: Am besten merkt man, wenn Du einfach unter Wasser bist, da hörst du auch nicht. Genauso fühlt sich's an. Also einfach nur in einem Schwimmbecken... Badewanne ist ein Blödsinn, da kann man immer mit dem Echo herumspielen, mit dem Echo in der Badewanne... sondern in der Weiten in der Donau oder in... in einem Schwimmbecken einfach den Kopf unter Wasser tauchen und da fühlt man sich wie gehörlos. Und so kann man auch spüren.

- (Pause) -

Schwimmreifen nicht vergessen.

Ich werde es beherzigen.

10. Literaturverzeichnis

Ahrbeck, B. (1992). Gehörlosigkeit und Identität. Hamburg: Signum Verlag.

Baetz, B., Himmelrath, A., Huhnold, T., Kreikebaum, U., Mersch, B., Mühlenthort, M., Wannow, K. (2010). Der Brockhaus in einem Band. Gütersloh: FA Brockhaus Verlag.

Bamler, V., Werner, J., und Wustmann, C. (2010). Lehrbuch Kindheitsforschung. Grundlagen, Zugänge und Methoden. Weinheim und München: Juventa Verlag.

Benner, P. (2012): Stufen zur Pflegekompetenz. From Novice to Expert. Bern: Hans Huber Verlag.

Benner, P., Tanner, C. und Chesla, C. (2000). Pflegeexperten. Pflegekompetenz, klinisches Wissen und alltägliche Ethik. Bern: Hans Huber Verlag.

Benner, P., und Wrubel, J. (1997). Pflege, Streß und Bewältigung. Gelebte Erfahrung von Gesundheit und Krankheit. Bern: Hans Huber Verlag.

Böhler, D. (1992). Unser Kind ist hörbehindert. Dialog und Praxis. Meggen: Eigenverlag.

Boyes Braem, P. (1990). Einführung in die Gebärdensprache und ihre Erforschung. Hamburg: Signum-Verlag.

Braun, J., und Burghofer, B. (1995). Forschungsberichte Band 3: Gehörlose Menschen in Österreich. Ihre Lebens- und Arbeitssituation. Linz: Institut für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften.

Broesterhuizen, M. (2000). Teilleistungsstörungen bei hochgradig hörgeschädigten Kindern. Heidelberg: Median Verlag.

Bundesministerium für Unterricht und kulturelle Angelegenheiten (Hrsg.) (1996). Sonderpädagogischer Förderbedarf bei hörgeschädigten Kindern. Wien. Heft 3/1996.

Dietzel, A., Gutjahr, A., und Hintermair, M. (2011). Warum nicht zuschlagen?! Analysen aggressiv-dissozialer Auffälligkeiten hörgeschädigter Jugendlicher aus der Sicht von Betroffenen und Fachleuten. Heidelberg: Median-Verlag.

Eitner, J. (2009). Zur Psychologie und Soziologie von Menschen mit Hörschädigung. Heidelberg: Median-Verlag.

Frischenschlager, O., Hexel, M., Hladschik, B., Kropiunigg, U., Pucher, I., Schjerve, M., Sonneck, G., und Spiess, K. (Hrsg.) (2002). Medizinische Psychologie. Ein leitfaden für Studium und Praxis mit Prüfungsfragen. Wien: Facultas Verlag.

Furth, H. (1977). Lernen ohne Sprache. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.

Gelter, I. (1995): Psychologische Grundlagen I. Bundesweite theoretische Ausbildung für Prüfungswerber für das Lehramt für die Sonderschule für gehörlose und schwerhörige Schüler. Wien: Bundesministerium für Unterricht und kulturelle Angelegenheiten.

Heidegger, M. (2006). Sein und Zeit. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.

Heinzel, F. (Hrsg.) (2012). Methoden der Kindheitsforschung. Ein Überblick über Forschungszugänge zur kindlichen Perspektive. Weinheim und Basel: Beltz Juventa Verlag.

Herkner, W. (2001). Sozialpsychologie. Bern: Hans Huber Verlag.

Hermelink, J. (1989). Es ist doch nur verständlich, dass Hörgeschädigte als solche anerkannt und nicht ständig „verbessert“ werden wollen. Das Zeichen. Zeitschrift zum Thema: Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser. 10 (4), 49 – 53.

Hildebrandt, H. (Hrsg.) (1998). Pschyrembel. Klinisches Wörterbuch. Berlin: Walter de Gruyter Verlag.

Hintermair, M. (1999). Identität im Kontext von Hörschädigung. Ein Beitrag zu einer struktur- und prozessorientierten Theoriediskussion. Heidelberg: Median-Verlag.

Hintermair, M., und Tsirigotis, C. (Hrsg.) (2008). Wege zu Empowerment und Ressourcenorientierung in der Zusammenarbeit mit hörgeschädigten Menschen. Heidelberg_ Median-Verlag.

Jussen, H. (Hrsg.) (1968). Sprachanbildung bei Gehörlosen. Berlin: Carl Marhold Verlag.

Jussen, H., und Claussen, W. (Hrsg.) (1991). Chancen für Hörgeschädigte. München: Ernst-Reinhardt-Verlag GmbH & Co.

Jussen, H., Kloster-Jensen, M., und Wisotzki, K. H. (1994). Lautbildung bei Hörgeschädigten. Abriss einer deutschen Sprachlautlehre. Berlin: Edition Marhold im Wissenschaftsverlag Volker Spiess GmbH.

Kiese-Himmel, C. (1999). Hörgestörte Kinder und ihr Spracherwerb. Eine empirische Analyse. Heidelberg: Median Verlag.

Manen, M. van, und Levering, B. (2000). Kindheit und Geheimnisse. Über Intimität, Privatheit und Identität. Bad Heilbronn: Verlag Julius Klinkhardt.

Mayer, H. (2002). Einführung in die Pflegeforschung. Wien: Facultas Verlag.

Peltzer-Karpf, A. (*Erscheinungsjahr nicht angegeben*). Spracherwerb bei hörenden, sehenden, hörgeschädigten, gehörlosen und blinden Kindern. Tübingen: Gunter Narr Verlag.

Ranschburg, P. (1935). Die kortikale Taubstummheit des Kindesalters. Zeitschrift für Kinderpsychiatrie, 11 (5 - 6), 129 – 145.

Schoppmann, S. (2003). Dann habe ich ihr einfach meine Arme hingehalten. Selbstverletzendes Verhalten aus der Perspektive der Betroffenen. Bern: Hans Huber Verlag.

Schott, W. (1995). Das k. k. Taubstummen-Institut in Wien 1779 – 1918. Dargestellt nach historischen Überlieferungen und Dokumenten mit einem Abriss der wichtigsten pädagogischen Strömungen aus der Geschichte der Gehörlosenbildung bis zum Ende der Habsburgermonarchie. Wien: Böhlau Verlag.

Schulz von Thun, F. (2005). Miteinander reden: 1. Störungen und Klärungen. Allgemeine Psychologie der Kommunikation. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Schulz von Thun, F. (2005). Miteinander reden: 2. Stile, Werte und Persönlichkeitsentwicklung. Differentielle Psychologie der Kommunikation. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Schulz von Thun, F. (2005). Miteinander reden: 3. Das „Innere Team“ und situationsgerechte Kommunikation. Kommunikation, Person, Situation. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Sieprath, H., und Stachlewitz, J. (1989). Selbstbewusst werden – aber wie? Das Zeichen. Zeitschrift zum Thema: Gebärdensprache und Kommunikation Gehörloser. 10 (4), 72 – 74.

Staudacher, D. (2012). Exzellente Pflege im 21. Jahrhundert: Patricia Benners Impulse für eine patientensensible Pflege. In Benner, P. (2012): Stufen zur Pflegekompetenz. From Novice to Expert. Bern: Hans Huber Verlag.

Strixner, S., und Wolf, S. (2004). Kleines Wörterbuch der Gebärdensprache. Wiesbaden: Marix-Verlag.

Uden, A. van (1994). Das gehörlose Kind – Fragen seiner Entwicklung und Förderung. Heidelberg: Julius Groos Verlag.

Uden, A. van (1976). Die Welt der Sprache für gehörlose Kinder. Muttersprachlich reflektierte Lautsprachmethode und psycholinguistische Erkenntnisse für die Gehörlosenbildung. Villingen-Schwenningen: Neckar-Verlag.

Uher, E. M. (2002). Behinderung aus medizinpsychologischer Sicht. In: Frischenschlager, O., Hexel, M., Hladschik, B., Kropiunigg, U., Pucher, I., Schjerve, M., Sonneck, G., und Spiess, K. (Hrsg.) (2002). Medizinische

Psychologie. Ein Leitfaden für Studium und Praxis mit Prüfungsfragen.
Wien: Facultas Verlag.

Uhlig, A. (2012). Ethnographie der Gehörlosen. Kultur – Kommunikation -
Gemeinschaft. Bielefeld: Transcript Verlag.

Weber, H.-U. (1995). Gehörlosigkeit – die gemachte Behinderung. Eine
Anleitung zur Unterscheidung der psychischen und gesellschaftlichen
Wirklichkeit der Hörbehinderung. Heidelberg: Julius Groos Verlag.

Wempe, K. (1989). Freie Berufswahl – auch für Spätertaubte? Teil II: Das
Landesprüfungsamt Stuttgart profiliert sich als Stolperstein. Das Zeichen.
Zeitschrift zum Thema: Gebärdensprache und Kommunikation Gehörlo-
ser. 10 (4), 47 – 49.

Wirth, W. (2010). Schwerhörigkeit – Trauma und Coping. Qualitative Un-
tersuchung einer diagnostischen Fragestellung. Heidelberg: Median-
Verlag.

Zeh, R. (1989). Wir werden gefördert, unterstützt, betreut und verwaltet,
aber kaum irgendwo macht man sich die Mühe, uns auch in die Verant-
wortung mit einzubeziehen. Das Zeichen. Zeitschrift zum Thema: Gebär-
densprache und Kommunikation Gehörloser. 10 (4), 53 – 56.

Zollinger, B. (1995). Die Entdeckung der Sprache. Bern: Paul Haupt Berne
Verlag.

11. Internetquellen

Bibliographisches Institut GmbH (2012). Duden online. <http://www.duden.de/rechtschreibung/Musik#Bedeutung1a> , abgerufen am 10.01.2013

<http://www.duden.de/rechtschreibung/Discjockey> , abgerufen am 10.01.2013

Bundesministerium für Gesundheit: ICD-10 BMG 2013. Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme. 10. Revision – BMG-Version 2013. Systematisches Verzeichnis. Wien: Bundesministerium für Gesundheit. Zugriff am 09.12.2012 unter http://www.bmgf.gv.at/cms/home/attachments/1/1/2/CH1241/CMS1287572751172/icd-10_bmg_2013_-_systematisches_verzeichnis.pdf

Deutsche Gesellschaft für Pflegewissenschaft e.V.: Der Belmont-Report. Zugriff am 29.07.2012 unter <http://www.dg-pflegewissenschaft.de/pdf/Belmont-Report.pdf>

Deutsche Gesetzliche Unfallversicherung: Hinweise zur Beschäftigung von hochgradig und an Taubheit grenzend Schwerhörigen und Gehörlosen sowie ihrem Einsatz in Lärmbereichen. März 2008. Zugriff am 31.12.2012 unter <http://publikationen.dguv.de/dguv/pdf/10002/bgi896.pdf>

Institut für Pflegewissenschaft, Universität Wien: Ethik. Zugriff am 02.09.2012 unter http://pflegewissenschaft.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/inst_pflegewiss/Homepage_neu/Home/Ethik/Research_ethics_RCN_guidance_for_nurses.pdf

Robert Koch-Institut (2006): Gesundheitsberichterstattung des Bundes. Heft 29: Hörstörungen und Tinnitus. Berlin. Zugriff am 09.12.2012 unter <http://www.gbe->

bund.de/gbe10/owards.prc_show_pdf?p_id=9750&p_sprache=d&p_uid=g
astg&p_aid=91242431&p_lfd_nr=1

Schnell, M.W. / Heinritz, C: Forschungsethik. Ein Grundlagen- und Arbeitsbuch für die Gesundheits- und Pflegewissenschaft. Bern: Huber. S. 21-23. Zugriff am 02.09.2012 unter http://pflgewissenschaft.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/inst_pflgewiss/Homepage_neu/Home/Ethik/Forschungsethische_Prinzipien.pdf

The National Commission for Protection of Human Subjects of Biomedical and Behavioral Research (1978). The Belmont Report. Ethical Principles and Guidelines for the Protection of Human Subjects of research. U.S. Department of Health, Education, and Welfare. DHEW Publication No. (OS) 78-0012. Zugriff am 29.07.2012 unter http://videocast.nih.gov/pdf/ohrp_belmont_report.pdf.

UNESCO United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization (1958). Monographs On Fundamental Education. The Use Of Vernacular Languages In Education. Paris: Bucher AG, Luzern. Abgerufen am 07.01.2013 unter unesdoc.unesco.org/images/0000/000028/002897eb.pdf

Van Manen, M.: Phenomenology of Practice. In: Phenomenology & Practice, Ausgabe 1/2007, Nr. 1, Seite 11 – 30. Zugriff am 15.04.2012 unter <http://www.maxvanmanen.com/files/2011/04/2007-Phenomenology-of-Practice.pdf>.

Weltärztebund WMA: Deklaration von Helsinki. Ethische Grundsätze für die medizinische Forschung am Menschen. Zugriff am 17.07.2012 unter <http://www.bundesaerztekammer.de/downloads/deklHelsinki2008.pdf>

12. Anhang

12.1. Abbildungs- und Tabellenverzeichnis

Abbildung 1, Seite 11: Das audiometrische Niveau der Gehörlosigkeit nach van Uden (1994, S. 208)

Abbildung 2, Seite 12: Die Formanten der menschlichen Sprache nach der Ruprecht-Karls Universität Heidelberg (2006/2007, S. 2)

Abbildung 3, Seite 18: Das psychologische Modell der zwischenmenschlichen Kommunikation nach Schulz von Thun (2005, S. 30)

Abbildung 4, Seite 31f: Eckdaten der Stichprobe zur Durchführung dieser Forschungsarbeit, erstellt durch die Verfasserin dieser Diplomarbeit (2013)

12.2. Informationsblatt



universität
wien

Fakultät für Sozialwissenschaften
Institut für Pflegewissenschaft

Liebe/r InterviewpartnerIn,

zuerst möchte ich mich herzlich bedanken, dass Du Dich bereit erklärt hast, mit mir dieses Interview zu führen.

Im Rahmen meines Studiums an der Universität Wien spreche ich mit gehörlosen Kindern und Jugendlichen. Das Ziel meiner Arbeit ist, Gehörlosigkeit aus der Sicht der Betroffenen zu erfahren und zu verstehen. Die Interviews sollen zum besseren Verständnis Gehörloser führen und im besten Fall neue Lösungswege aufzeigen.

Unser Gespräch wird mittels eines Diktiergerätes digital aufgezeichnet und anschließend transkribiert (niedergeschrieben). Selbstverständlich werden Deine Daten im Rahmen der Auswertung des Gesprächs anonymisiert. Die Inhalte unseres Interviews werden absolut vertraulich behandelt. Sollte uns bei unserem Gespräch ein Gebärdenübersetzer helfen, ist auch er zur Verschwiegenheit verpflichtet.

Wenn Du eine Frage nicht beantworten möchtest, musst Du das nicht tun und darfst die Antwort verweigern. Du kannst das Gespräch außerdem jederzeit abbrechen.

Auch im Nachhinein kannst Du deine Einwilligung zur Auswertung des Interviews ohne Angabe von Gründen zurückziehen.

Solltest Du zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal über unser Gespräch reden möchten, kannst Du mich gerne wieder kontaktieren.

Claudia Leimer

12.3. Einverständniserklärung



universität
wien

Fakultät für Sozialwissenschaften
Institut für Pflegewissenschaft

Einverständniserklärung

Hiermit stelle ich mich freiwillig und unentgeltlich als InterviewpartnerIn für die Studie zum Erleben von Gehörlosigkeit bei Kindern und Jugendlichen zur Verfügung.

Ich bin damit einverstanden, dass das Interview digital aufgezeichnet und anschließend anonymisiert für wissenschaftliche Zwecke ausgewertet wird.

Die Daten werden im Rahmen der Auswertung des Gesprächs anonymisiert. Die Inhalte des Interviews werden absolut vertraulich behandelt.

Wien, am

InterviewpartnerIn*

Gebärdensetzer

Claudia Leimer

* alternativ: Erziehungsberechtigter

12.4. Interviewleitfaden

Alltag

- ☐ Wo / wie lebst Du? (Familie, WG, Internat, ...)
- ☐ Würdest Du gerne anders leben? Wie / wo? Warum (nicht)?

Wie geht es Dir beim / im / als...

- ☐ Einkaufen ☐ Fast Food Lokal ☐ Restaurant
- ☐ Öffentliche Verkehrsmittel (Durchsagen; Weg erfragen, ...)
- ☐ Arzt ☐ Behörden ☐ Fahrradfahren (Verkehr / Hupgeräusche?)
- ☐ Fußgänger (Rettung / Feuerwehr)
 - ☐ (Wie) Kannst Du dich verständlich machen und holst Informationen ein?
 - ☐ (Wie) Bekommst Du das, was Du möchtest?
- ☐ Möchtest Du den Führerschein machen? Warum (nicht)?

Bildung / Beruf

- ☐ Welche Ausbildung machst Du? Warum diese? *Schule: in welche Klasse gehst Du? Was möchtest Du später einmal machen?*
- ☐ Hättest Du als Hörender einen anderen Beruf / eine andere Schule gewählt?
- ☐ Was sind Deine Lieblingsfächer? Was magst Du am wenigsten?
- ☐ Warst Du schon einmal mit hörenden Kindern / Lehrern / Betreuern in einer Klasse / Gruppe?

Wenn JA:

- ☐ (Wie) Konntest Du dich verständigen? (Lehrer, Kinder)

- ☐ (Wie) Konntest Du die hörenden Kinder und Lehrer verstehen?
- ☐ Wie war diese Zeit für Dich?
- ☐ Hattet ihr auch in der Freizeit Kontakt? (Besteht der Kontakt noch heute?)
- ☐ Möchtest Du wieder an diese alte Schule / Klasse zurück?
- ☐ Wo hat es Dir besser gefallen und warum?

Wenn NEIN:

- ☐ Wärst Du lieber in einer Klasse mit hörenden Kindern? Warum (nicht)?
- ☐ Was ist hier / dort besser / schlechter?

Familie

- ☐ Hast Du Geschwister? (Schwestern / Brüder? Sind diese älter oder jünger als Du? Wie ist das für Dich?)
- ☐ Ist außer Dir noch ein anderes Familienmitglied gehörlos? Wer? (Wenn nein: wie ist das für Dich?)
- ☐ Wie verständigt ihr euch untereinander? (gehörlose mit hörenden Mitgliedern)

Persönliches / Soziales

- ☐ Seit wann / wodurch bist Du gehörlos?
- ☐ Welche Therapien machst Du / hast Du gemacht? Welche Hilfsmittel helfen Dir? (allgemein: z.B. Hörgerät, CI; im Alltag: Vibrationswecker ...)

- ☐ Welche Hobbies hast Du? Was machst Du gerne?
- ☐ Möchtest Du einmal einen Partner haben? (Hast Du schon einen Partner?) Möchtest Du lieber einen gehörlosen oder einen hörenden Partner haben? Warum?
- ☐ Möchtest Du später einmal Familie / Kinder haben? Möchtest Du lieber gehörlose oder hörende Kinder haben? Warum?
- ☐ Wie stellst Du dir Dein späteres Leben vor? Wie lebst Du dann? (Familie, Beruf, Freundeskreis, Gesundheit, Ort) Wie glaubst Du, dass es sein wird – und wie wünschst Du es Dir?
- ☐ Hast Du Freunde? Sind diese gehörlos oder hörend oder gemischt? (Gemischt: kennen sich diese Freunde untereinander oder trennst Du diese Cliquen?)
- ☐ Welche Träume und Wünsche hast Du? (für jetzt und für später)
- ☐ Wärest Du gerne hörend? Warum (nicht)? Was, glaubst Du, wäre anders?
- ☐ Wärest Du gerne jemand / etwas Anderer/s? Warum? Was wäre anders?
- ☐ Was ist Deine Muttersprache?
- ☐ Wie (in welcher Sprache) träumst und denkst Du?

Allgemein

- ☐ Was könnte man für Gehörlose besser machen? Was würdest Du dir diesbezüglich wünschen?
- ☐ Wie stellen sich die Berührungspunkte zwischen Gehörlosen und Hörenden dar? Läuft es gut oder ist es schwierig? In welchen Situationen (... ist es jeweils gut / schwierig)?

- ☐ Wenn es Probleme gibt: wie könnte man sie Deiner Meinung nach lösen? (Hast Du schon versucht, das in solchen Momenten anzusprechen? Wenn nein: Warum nicht? Wenn ja: Wie war das?)

12.5. Eidesstattliche Erklärung

Ich versichere hiermit, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Quellen und Hilfsmittel angefertigt habe.

Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt und auch noch nicht veröffentlicht.

Wien, am 25.01.2013

Claudia Leimer

12.6. Curriculum vitae

PERSÖNLICHE DATEN

NAME	Claudia Leimer
GEBURTSDATUM	06. Februar 1980
ADRESSE	D-Nürnberg sowie A-Wien
E-MAIL	claudia.leimer@gmx.at
FAMILIENSTAND	ledig, keine Kinder
STAATSBÜRGERSCHAFT	Österreich

AUSBILDUNG UND PROJEKTE

1986 - 1990	Volksschule der Salvatorianerinnen, Wien
1990 - 1998	Sigmund-Freud-Gymnasium, Wien. Sprachlicher Zweig. Abschluss mit Matura: <i>Erstellen einer Fachbereichsarbeit im Fach Psychologie: „Zur Psychologie der Gehörlosen“.</i> <i>Ausarbeitung der vertiefenden Spezialisierung im Fach Philosophie: „Existentialismus und Phänomenologie nach Heidegger und Sartre“.</i>
1998 - 2000	Studium der Anglistik, Hispanistik und Italianistik an der Universität Wien (Lehramt)
2001 - 2002	Kaufmännischer Lehrgang für Public Relations und Kommunikation am bfi Wien

	JAHRGANGSLEITUNG Fred Turnheim, Ressortleiter ZIB/ORF Wien, Präsident des ÖJC <i>Erstellung eines integrierten PR-Konzepts und Businessplans</i> für das Bundesinstitut für Gehörlosenbildung, Wien
2002 - 2003	Kaufmännischer Lehrgang für Marketing und Vertrieb am bfi Wien JAHRGANGSLEITUNG Mag. Gerhard Pix, CMC <i>Mitarbeit bei Erstellung eines Marketingkonzepts und Businessplans</i> zur Existenzgründung im pädagogischen, Gesundheits- und Sozialbereich
2005 - 2013	Studium der Pflegewissenschaft an der Universität Wien und an der Medizinischen Universität Wien
2009	Erstellung eines PR- und Marketingkonzepts für Craniosacrales Balancing, Wien
2009 – 2010	Erstellung eines PR- und Marketingkonzepts für Air Emergency, Igensdorf
2009	Workshop zum internationalen Projekt der Fachhochschule Deggendorf zum Aufbau eines internationalen Gesundheitsnetzwerks für Medizintourismus und internationale Patientenströme PROJEKTLEITUNG Dr. Robert Gerl, Fachhochschule Deggendorf / German Healthcare Services

BERUFLICHE TÄTIGKEITEN

1999 – 2001

EMI Austria GmbH, Wien

*BEGINN IN TEILZEITBESCHÄFTIGUNG / SPÄTER WECHSEL IN
VOLLZEITANSTELLUNG*

Rezeption sowie Assistenz der Abteilungen
Marketing/PR, Klassik, Artist & Repertoire

2001 – 2010

Europ Assistance GmbH, Wien

VOLLZEITBESCHÄFTIGUNG

2001 – 2003

EINSATZZENTRALE

Einsatzbetreuung / Case Management

2004 - 2004

VERTRIEB INNENDIENST UND ASSISTENZ

MARKETING

(Einjährige interimistische Vertretung)

2005 – 2010

EINSATZZENTRALE

Hauptaufgaben:

Einsatzbetreuung / Case Management

Leitung Mentoring und Coaching

Leitung Schulung

Mitglied des Crisis Care Krisenstabs

Weitere Aufgaben im Bedarfsfall:

Assistenz und Vertretung des Supervisors

Assistenz des Gesundheitsmanagements

(Rehabilitations- und Pflegemanagement, Gesundheitsförderung)

2011 – 2011

FAI rent-a-jet AG, Nürnberg

VOLLZEITBESCHÄFTIGUNG

Assistentin Dispatch und Operations / Sales

2011 – laufend

Mondial Kundenservice GmbH, Nürnberg

VOLLZEITBESCHÄFTIGUNG

Teamleitung / Abteilungsleitung sowie übergreifendes
Projektmanagement

ZUSÄTZLICHE QUALIFIKATIONEN

Sehr gute EDV-Anwenderkenntnisse (Windows, Linux, Microsoft Office,
Open Office)

Führerschein der Klasse B

SPRACHKENNTNISSE

DEUTSCH

Muttersprache

ENGLISCH

verhandlungssicher

SPANISCH

Maturaniveau

ITALIENISCH

Maturaniveau

ÖSTERREICHISCHE GEBÄRDENSPRACHE ÖGS

Grundkenntnisse